

Hinterland

21/2012 4,50 euro

Unterhaltung



Hier gibt es die Hinterland...

Hinterland

Das Vierteljahresheft
für kein ruhiges.

Hinterland #21
Oktober 2012 bis Januar 2013

IMPRESSUM

Titel: Andrea Huber, 2012

Herausgeber:
Bayerischer Flüchtlingsrat
Augsburgerstraße 13
80337 München

Verantwortlich: Matthias Weinzierl

Redaktion: Andrea Böttcher, Friedrich C.
Burschel, Dorothee Chlumsky, Florian
Feichtmeier, Fabian Holzheid, Miri Leitner,
Christoph Merk, Till Schmidt, Nikolai Schreiter,
Sarah Stoll

*Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.*

Kontakt: redaktion@hinterland-magazin.de

Gestaltung: Matthias Weinzierl

Druck: ulenspiegel druck gmbh,
Birkenstraße 3, 82346 Andechs

Auflage: 1.500 Stück

Website: Anton Kaun

Anzeigen: anzeigen@hinterland-magazin.de

Jahresabo: 21,00 Euro

Abo-Bestellung: abo@hinterland-magazin.de

www.hinterland-magazin.de

gefördert von der UNO-Flüchtlingshilfe

Eigentumsvorbehalt:

*Diese Zeitschrift ist solange Eigentum des Absenders, bis
sie dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist.
Zur-Habe-Nahme ist keine persönliche Aushändigung im
Sinne des Vorbehalts. Wird die Zeitschrift dem Gefange-
nen nicht ausgehändigt, so ist sie dem Absender mit dem
Grund der Nichtaushändigung in Form eines rechtsmit-
telfähigen Bescheides zurückzusenden.*

Berlin *Infoladen Daneben,*
Infoladen Lunte,
Buchladen Kisch & Co,
Buchladen Schwarze Risse
Bremen *Infoladen Bremen*
Dresden *Buchhandlung König Kurt*
Frankfurt *Infoladen Excess*
Hamburg *Buchhandlung im Schanzenviertel*
Hannover *Annabee Buchladen*
Landshut *Schwarzer Hahn*
Mannheim *Der andere Buchladen*
München *Basis Buchhandlung*
Münster *Buchladen Rosta*
Potsdam *Buchladen Sputnik*
Regensburg *Lederer*
Rosenheim *Infoladen Z*
Siegen *Bücherkiste*

Foto: Andrea Huber

...oder hier:
www.hinterland-magazin.de

4

Zitiert & kommentiert

Von Hubert Heinhold

schweden

5

Lebst Du schon?

Lebensumstände von unbegleiteten minder-jährigen Flüchtlingen in Malmö

Von Anna-Katinka Neetzke Svensson

unterhaltung

12

„Nicht immer nur böse gucken und am Knüppel rumtatschen“

Der Politikünstler Ralf Homann über unterhaltsame Aktionsformen

Interview von Matthias Weinzierl

20

Die Lust am Elend der Anderen

„Slumming“ ist angesagt wie nie zuvor

Von Hartl Konopka

25

Dancehall in Jamaika

Die Debatte über Homophobie in Reggae und Dancehall

Von Patrick Helber

31

„Auch wenn es nicht aus bösen

Absichten erfolgt, ist es rassistisch“

Atif Hussein über Blackface und andere rassistische Phänomene im Theaterbetrieb

Interview von Till Schmidt

35

Shoah-Geschichten zum Wohlfühlen

Zur Kritik von Holocaust-Repräsentationen im Film, im Fernsehen und in der Literatur

Von Jan Süsselbeck

42

„Man stößt auf eine beklemmende Leere“

Caspar Battagay über das Verhältnis von Judentum und Popkultur

Interview von Till Schmidt

47

Unter den Vitruvianen

Die Darstellung von Migration in Museen offenbart oft ein realitätsfernes Gesellschaftsbild

Von Natalie Bayer

53

„Aber wenn sie mir überall Steine in den Weg legen, wie schaffe ich das dann?“

Awa Kebe über (Un)Möglichkeiten von Unterhaltung

Interview von Sarah Stoll

55

Land der Frühaufsteher

Paula Bullings Comicbuch über die trostarme Situation von Flüchtlingen

Von Matthias Weinzierl

60

Reisende

Flüchtlinge im Film. Drei Empfehlungen.

Von Hamon Tanin & Stephan Geuenich

63

Über Leben im Wrack

Der Film „La Pirogue“ von Moussa Touré

Von Gloria Stamm

israel

65

Durch die Wüste

In Israel verschärft sich die Situation für afrikanische Flüchtlinge

Von Miriam Edding

theorie

71

Mit dem Messer der Kritik zum faulen Kern

Noborder und kritische Theorie

Von Fabian Georgi

choucha

76

Ausgelagert

Kämpfe gegen die Perspektivlosigkeit in der tunesischen Wüste

Von Marvin Lüdemann

lesen

82

Alles falsch

Ein neuer Sammelband zur „Kulturindustrie“

Von Anthony Houten

nachgehakt

84

Rassistische Raster

Eine weitere Petition gegen

„Racial Profiling“ geht an den Start

Von Tahir Della und Jamie Schearer

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Nachdem sich unsere letzten zwei Hinterland-Ausgaben mit den Themen Abschiebung und Paternalismus eher schwerer Kost widmeten, hatten wir ein großes Bedürfnis, uns endlich mal wieder mit einem „leichteren“ Thema zu beschäftigen.

An einem lauen Sommerabend fanden wir am Isarstrand bei Rotwein und Bier auch das passende Thema: Unterhaltung! Uns schwebte ein heiteres, buntes Heft vor, das nur so strotzen sollte vor anregenden Beiträgen über Musik, Kunst, Literatur und Film. Soweit der Plan. Natürlich brach noch am selben Abend eine Debatte darüber aus, was denn eigentlich unter Unterhaltung zu verstehen sei. Schnell wurde klar, dass es höchst unterschiedliche Wege gibt, sich zu „unterhalten“.

Bei der Erstellung der vorliegenden Ausgabe haben wir gelernt, dass Unterhaltung auch eine verdammt ernste Angelegenheit sein kann. So kommt es, dass das vorliegende Heft bei aller guten Absicht doch in weiten Teilen ein Blick in die fiesen Abgründe der Unterhaltungsindustrie geworden ist: Unsere Nummer 21 befasst sich neben vielen anderen Aspekten mit der „Lust am Elend der Anderen“ (Seite 20), mit den rassistischen Praktiken im deutschen Theaterbetrieb (Seite 31) oder der antiquierten Darstellung von Migrationsgeschichte in deutschen Museen (Seite 47). Für positive Vibes sorgt Politikünstler Ralf Homann, der zeigt, dass politische Aktionen durchaus unterhaltend sein können und sollen (Seite 12) sowie einige höchst gelungene Comics und Filme über das Thema Flucht und Migration (Seiten 55, 60, 63).

Es muss also nicht immer leichte Kost sein, und in diesem Sinne ist dieses Heft wahrhaft unterhaltsam!

Gute Unterhaltung

Eure Hinterland-Redaktion

Dem Heft liegt die Transborder-Map bei. Sie beinhaltet wichtige lokale und transnationale Akteure gegen das europäische Grenzregime sowie deren Kampagnen und Projekte – von Bamako bis Kopenhagen, von Tanger bis Uzhgorod.

Mehr Informationen dazu auf Seite 87.

„(1) Die Vertragsstaaten erkennen das Recht des Kindes auf Ruhe und Freizeit an, auf Spiel und altersgerechte aktive Erholung sowie auf freie Teilnahme am kulturellen und künstlerischen Leben.

(2) Die Vertragsstaaten achten und fördern das Recht des Kindes auf volle Beteiligung am kulturellen und künstlerischen Leben und fördern die Bereitstellung geeigneter und gleicher Möglichkeiten für die kulturelle und die künstlerische Betätigung sowie für aktive Erholung und Freizeitbeschäftigung.“

Art. 31 UN-Kinderrechtskonvention

(Beteiligung an Freizeit, kulturellem und künstlerischem Leben; staatliche Förderung)

Hubert Heinhold
ist Rechtsanwalt
und im Vorstand
des Fördervereins
Bayerischer
Flüchtlingsrat e.V.
und bei Pro Asyl

Jedermann kennt die Menschenrechte: Das Recht auf Leben, körperliche Unversehrtheit, auf Gleichheit, Achtung der Meinungs- und Gewissensfreiheit und andere Fundamentalrechte. Ein Recht auf Unterhaltung kennt man nicht. Das ist das Einmalige an Art. 31 der UN-Kinderrechtskonvention. Er garantiert dem Kind das Recht auf „Unterhaltung“, nicht nur auf Unterhalt im Sinne einer Versorgung, Ernährung und Fürsorge. Kinder haben ein Recht auf Freizeit, Spiel, aktive Erholung und freie Teilnahme am kulturellen und künstlerischen Leben. Mit anderen Worten: auf Unterhaltung im Sinne von Ablenkung, Vergnügen, Zeitvertreib, Abwechslung, Amüsement, Zerstreuung aber auch Gedankenaustausch, Kommunikation, Wechselrede und Dialog.

Warum gibt es dieses Recht nur für Kinder? Auch Erwachsene brauchen Kommunikation und Abwechslung. Das Leben kann sich nicht in Arbeit erschöpfen. Erst Sport, Spiel und Spaß, Kultur und Kunst und andere Lustbarkeiten machen das Leben lebenswert.

Es gibt ein Grundrecht auf Unterhaltung. Es ist nur noch nicht festgeschrieben.<

Lebst Du schon?



Schweden gilt als Land mit einer „humanen Asylpolitik“. Entspricht dieses Bild (noch) der Realität? Wie sieht die Situation von Flüchtlingen in Schweden heute aus und wo liegen die Unterschiede zum deutschen Umgang mit Flüchtlingen? Anna-Katinka Neetzke Svensson im Gespräch mit einer Aktivistin der *Asylgruppen Malmö*.





Abgetaucht

Wer 18 Monate die Luft anhält, darf vielleicht bleiben

Asylgruppen Malmö ist eine unabhängige Organisation, die sich seit 1991 für die Rechte von Flüchtlingen einsetzt. Das Projekt *Malmö Freistadt* kämpft vor allem für die Rechte undokumentierter¹ Menschen. Durch das Engagement von Aktivistinnen und Aktivisten ist Malmö zu einem Schutzraum für viele Menschen ohne gültige Aufenthaltsgenehmigung geworden. Im Jahr 2008 hat die Stadt Malmö einen Erlass verabschiedet, der undokumentierten Flüchtlingen ein Recht auf Schule und ärztliche Behandlung einräumt. *Asylgruppen Malmö* hat es geschafft, ein breites Netzwerk von Privatpersonen aufzustellen, in dem die Bewohner Malmös sich auf verschiedenen Ebenen für die Rechte von Flüchtlingen einsetzen und vielen Jugendlichen helfen, sich für eine gewisse Zeitspanne versteckt zu halten. Eine der Aktivistinnen der *Asylgruppen Malmö* ist Sara Wählin. Ich habe Sara getroffen und sie zur Situation undokumentierter Flüchtlinge und ihrer praktischen Arbeit in der *Asylgruppen* befragt. Das Interview wurde auf Schwedisch geführt und nachträglich ins Deutsche übersetzt.



Mehr Informationen zur Asylgruppen: <http://www.malmo-freistad.se/undersidor/english.html>

Du hast einige Jahre Erfahrung mit der Arbeit von *Asylgruppen*. Kannst du etwas über die momentane Situation von Flüchtlingen in Schweden beziehungsweise Malmö sagen?

Im Moment sind die unbegleiteten Minderjährigen die größte Gruppe hier. Es kommen viele, und sie sind auch in der öffentlichen Debatte und in den Nachrichten das Thema Nr. 1. Darüber hinaus sind sie auch die „einsamen“ unter den Flüchtlingen. Die meisten unbegleiteten Minderjährigen dürfen in Schweden bleiben, sofern sie nicht „Dublin-Fälle“ sind, dann haben sie nämlich kein Recht auf einen Asylprozess hier in Schweden. Die einzige Möglichkeit ist, dass sie die Überstellungsfrist von 18 Monaten überbrücken. Hat ein Flüchtling bereits in einem anderen EU-Land Asyl beantragt, hat Schweden vom Tag der Antragsstellung an sechs Monate Zeit, die jeweilige Person in das zuständige EU-Land zu überstellen. Wenn diese nun aber untertaucht, dann verlängert sich die Zeitspanne auf 18 Monate, das heißt dass der Staat dann 18 Monate Zeit hat, die Person ausfindig zu machen und auszuweisen. Es handelt sich also eigentlich nur um ein Recht für Schweden, dass sich die Zeitspanne verlängert. Aber auf der anderen Seite ist es auch ein Recht für den Flüchtling, dass Schweden nach Ablauf der

Übernahmefrist verpflichtet ist, den Asylprozess durchzuführen. Asylgruppen hat am meisten Kontakt mit gerade diesen Dublin-Fällen. Die Jugendlichen brauchen Unterstützung mit allem Möglichen wie Wohnraum, finanzielle Unterstützung und Struktur im Alltag.

Und unbegleitete Minderjährige, die nicht Dublin-Fälle sind, bekommen eine Unterkunft gestellt?

„Wir sammeln die Trümmer auf, die die Behörden mit ihren widerlichen Beschlüssen hinterlassen“

untergebracht. Es ist schwierig für Schweden, unbegleitete Minderjährige abzuschieben, ob es nun nach Afghanistan, Somalia oder in den Irak ist. Aber wenn es sich um Dublin-Fälle handelt, dann ist es etwas anderes. Dann bekommen sie keinen „normalen“ Asylprozess. Wenn sie dann in der Zeit, in der sie versteckt leben, 18 Jahre alt werden, dann sinkt die Chance beträchtlich, dass sie eine Aufenthaltsgenehmigung bekommen. Vor allem für die Jugendlichen aus Afghanistan. Flüchtlinge aus Somalia haben immer noch relativ gute Chancen, eine direkte Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen.

Welchen Platz nimmt *Asylgruppen* in der Flüchtlingsdebatte ein und wie arbeitet ihr praktisch?

Oh, einen sehr großen Platz. Wir übernehmen die Verantwortung, die weder das Migrationsverket², noch das schwedische Sozialamt (Socialtjänst) übernehmen will. Wir sammeln die Trümmer auf, die die offiziellen Behörden mit ihren widerlichen Beschlüssen hinterlassen. Praktisch arbeiten wir dann in sozialen und juristischen Fragen für jugendliche und erwachsene Flüchtlinge.

Wie unterscheidet sich die Unterstützung erwachsener Flüchtlinge von der minderjähriger Flüchtlinge?

Erwachsene Personen haben es oftmals leichter, sich finanziell selbst zu versorgen. Familien mit zwei Erwachsenen können sich gegenseitig unterstützen, und einer von ihnen hat vielleicht sogar die Möglichkeit zu arbeiten. Wir helfen hier aber genauso bei Behördengängen und auf der juristischen Ebene. Unbegleitete Minderjährige dagegen sollten nicht arbeiten müssen, sondern die Möglichkeit bekommen, in die Schule zu gehen.

Wie kommt ihr in Kontakt mit den jugendlichen Flüchtlingen, die untergetaucht sind und versteckt in Schweden leben?

Meistens durch andere Jugendliche, die schon einige Zeit ohne gültige Papiere im Land sind, und die wiederum einen Freund³ haben, der eine Ablehnung seines Asylantrages bekommen hat. Früher hatten wir ein Diensttelefon - ein Mobiltelefon, das immer ausgeschaltet war, wo

man aber eine Nachricht hinterlassen konnte. Aber das haben wir im Moment komplett ausgeschaltet, weil es viel zu viel Nachfrage gibt und wir leider nicht die Kapazitäten haben, uns um alle Fälle zu kümmern. Viele Leute kontaktieren uns aber auch via E-Mail. Das sind des Öfteren auch Sozialarbeitende oder der Vormund eines Jugendlichen, die uns mitteilen, dass die Person abgeschoben werden soll und uns fragen, ob wir helfen können.

Also wenden sich auch staatliche Behörden an euch?

Ja, ab und an kommt durchaus eine Nachfrage. Es ist sogar passiert, dass das Migrationsverket die Asylgruppe kontaktiert hat. Wir wissen von einigen Fällen, in denen Sachbearbeitende die Jugendlichen nach einem negativen Bescheid an die Asylgruppe verwiesen haben mit dem Tipp, dass wir eventuell helfen können: „Die verstecken dich 18 Monate und dann bist du hier wieder willkommen und kannst Asyl beantragen“.

Das ist nicht offiziell, aber wir wissen, dass diese Information die Runde macht. Das erzählen uns auch die Jugendlichen. Ab und an kommen auch Flüchtlinge zu uns, die die Nummer der Asylgruppe vom Dolmetscher bekommen haben, der den negativen Asylbeschluss übersetzt hat. Es sind also durchaus Personen von der Behörde, die die Jugendlichen an uns vermitteln, aber sie machen es natürlich inoffiziell.

Aber durch diese Art und Weise der Vermittlung wird die Arbeit der Asylgruppe ja offiziell anerkannt und gewinnt an Status, oder?

Ja, das stimmt. Und eigentlich glaube ich, dass es dem Migrationsverket völlig egal ist, was wir machen. Es ist mittlerweile mehr die Polizei, die ein

Interesse daran hat, die „versteckten“ Jugendlichen ausfindig zu machen. Leider glaube ich, dass uns sowieso nur ein paar Sachbearbeitende wohlgesonnen sind. Und dann finde ich es sehr komisch, dass Sachbearbeitende, die in einem staatlichen Amt arbeiten, Flüchtlinge offenkundig an die Asylgruppe verweisen. Das wiederum spricht ja dafür, dass sie der Überzeugung sind, dass die Gesetzgebung zu restriktiv ist. Ich finde es äußerst unschön, den Fall an eine freiwillige Organisation weiterzuleiten, anstatt sich selbst einzusetzen und anzufangen, vom Inneren des Systems heraus zu protestieren. Ich habe den Traum, dass eines Tages alle 3000 Angestellten des Migrationsverket streiken, bis eine neue Gesetzgebung eingeführt wird.

Aber es braucht eben immer eine Person, die anfängt...

Ja, das braucht es. Und es fühlt sich an, als wenn wir bereits auf allen Ebenen protestieren: die praktische Arbeit der Asylgruppe, Demonstrationen, Debattenartikel, Ärzte und Juristen, die protestieren, aber nichts passiert. Es fehlt also nur noch das Migrationsverket, das endlich auch Verantwortung für seine Entscheidungen übernehmen muss.

Mit wie vielen Jugendlichen seid ihr im Moment im Kontakt?

Zwischen 45 und 50 Jugendliche würde ich schätzen. Wenn man die Erwachsenen mitzählt, sind es wahrscheinlich um die 100 Personen, mit denen die Asylgruppe momentan Kontakt hat.

Und wie viele sind in der Asylgruppe engagiert?

Ich glaube es sind momentan ungefähr 15-20 Personen, die sehr aktiv sind. In letzter Zeit sind ungefähr 20-25 neue Kontaktperso-



nen⁴ dazugekommen. Kontaktperson für „unbegleitete minderjährige Jugendliche ohne Papiere“ kann eigentlich jeder sein. Und das ist sehr gut so, denn zuvor war es äußerst stressig für alle, die gleichzeitig aktiv in der Asylgruppe und Kontaktperson waren. Ich war zum Beispiel Kontaktperson für fünf Jugendliche gleichzeitig. Und das macht wirklich keinen Sinn. Es gibt ja auch Personen, die gerne Kontaktperson sein wollen, aber weder Zeit noch Lust haben, sich in weiteren Arbeitsgruppen der Asylgruppe zu engagieren. Und das ist ja völlig okay. Insgesamt sind wir momentan ca. 35-40 Leute, die sich in der Asylgruppe Malmö engagieren.

Es braut sich was zusammen über der Skyline von Malmö

Jagd nach Mister X: Die Polizei sucht nach Papierlosen, nicht nach Unterstützerinnen und Unterstützern



Leichter geht's
nicht: Nur ein
Katzenwurf trennt
Malmö von
Dänemark

Wie finanziert ihr eure Arbeit?

Das Geld, das wir zur Verfügung haben, kommt vor allem von Privatpersonen, die jeden Monat einen kleinen Betrag spenden. Oder von Kontaktpersonen, die vieles aus ihrer eigenen Tasche zahlen oder Freunde und Familie um Hilfe bitten. Aber nichts Offizielles. Wir machen eben genau die inoffizielle Arbeit, und viele sind der Meinung, dass wir das nicht tun sollten, da es gegen die staatliche Entscheidung spricht. Ich glaube zwischen 6.000 – 8.000 Kroner (entspricht ca. 700 Euro) gehen monatlich auf unserem Konto ein. Der Rest sind Einzelspenden. Es ist also nicht besonders viel,

aber Geld kann man immer irgendwie auftreiben, und für Lebensmittel braucht man auch nicht so viel. Aber wegen der Knappheit an Wohnmöglichkeiten müssen wir oft Leute abweisen, die uns nach Hilfe fragen. Einen Wohnplatz zu finden ist wahnsinnig schwer. Wir haben alle Wohnmöglichkeiten, die wir von Anfang an hatten, voll ausgenutzt. Die wenigen Kontaktstellen mit Wohnmöglichkeiten haben oft Jugendliche bei sich zuhause wohnen.

Was sind das für Wohnmöglichkeiten?

Das sind meistens Freunde oder Freunde von Freunden, die wiederum einen Kontakt haben. In den meisten Fällen handelt es sich um eine Wohngemeinschaft, die ein großes Wohnzimmer hat, das man mit einem Vorhang abtrennen und wo man dann eine Matratze reinlegen kann. Meistens sind es junge Leute, Studierende. Diejenigen, die eigentlich keine Zeit und kein Geld haben, solche Sachen zu machen. Es handelt sich nicht um die „klassischen Familien“, die erwachsene Kinder haben, die ausgezogen sind und die nun jede Menge Platz sowie leere Zimmer zur Verfügung haben - leider haben wir genau zu diesen Personen keinen Kontakt. Es sind junge Leute, vielleicht Paare, die zusammen wohnen und eine Dreizimmerwohnung haben. Ein Zimmer war eventuell zuvor ein Büro, und dann entscheiden sie sich dafür, dort stattdessen ein Bett reinzustellen und es einem Jugendlichen zur Verfügung zu stellen. Aber diese Kontakte haben wir nun schon völlig ausgenutzt.

In Malmö wissen die Leute wenigstens, um was es sich handelt. Aber wenn ich meine Freunde und Bekannte in Kalmar* kontaktiere, dann bekomme ich als Reaktion nur:

„Wie, illegal? Wie, versteckt? Wer ist das? Warum?“ Da muss man wirklich mit ganz grundlegender Info anfangen. Leider ist es dort viel schwerer, jemanden zu verstecken, da es keinerlei Netzwerk gibt.

Du hast gesagt, dass es in Schweden nicht illegal ist, Leute ohne gültige Aufenthaltsgenehmigung zu verstecken. Hast du trotzdem das Gefühl, dass die Bereitschaft zu helfen relativ gering ist?

Ja, absolut. Es fühlt sich irgendwie unheimlich an, glaube ich. Da spielt es nicht so eine große Rolle, dass es eigentlich nicht gegen das Gesetz verstößt, weil die meisten trotzdem finden, dass es sich ungut und unangenehm anfühlt. Und dann wissen viele einfach auch nicht Bescheid. Außerdem übernimmt man natürlich auch irgendwie Verantwortung für die Person, auch wenn wir sagen, du brauchst dir keine Sorgen machen, wir kümmern um uns alles Weitere. Man lernt den Jugendlichen nach einer Weile eben besser kennen und schließt ihn dann ins Herz und merkt vielleicht auch, dass es ihm nicht gut geht. Und dann fühlt man sich meistens automatisch verantwortlich, und das ist eben nicht immer einfach. Aber Leuten ohne gültige Aufenthaltsgenehmigung zu helfen ist in keinem Fall gegen das Gesetz. Wenn man es gegen Geld machen würde, oder ohne Wissen des Vormunds, ja dann wäre es illegal - das wäre dann Kidnapping, aber die meisten Jugendlichen haben ja keinen Vormund mehr und wir machen es ja sowieso nicht gegen Geld. Irgendwo habe ich mal gehört, dass es „rechtswidrig“ ist, aber nicht strafbar. Ich kann mir vorstellen, dass der Schwedische Reichstag eben nicht sagen kann „Versteckt Flüchtlinge so viel ihr wollt“ - irgendwo muss es rechtswidrig sein. Aber in der Praxis ist es nicht so, überhaupt nicht. Und das ist gut so.

Wir merken trotz allem einen großen Unterschied zu früher, da die Polizei um einiges aktiver geworden ist. Aber sie suchen nicht nach uns, den Aktivistinnen und Aktivisten, sondern nach den Jugendlichen. Wir riskieren also überhaupt nichts.

Ist es schon passiert, dass die Polizei Nachforschungen betrieben hat, wer aktiv in der Asylgruppe ist und dann über euch nach den Jugendlichen fahndet?

Noch vor ein paar Jahren konnten wir total offen über das reden, was wir machen. Ich hatte nie Angst, mich draußen mit den Jugendlichen aufzuhalten. Aber jetzt würde ich nicht mehr regelmäßig mit „undokumentierten Flüchtlingen“ in der Nähe von Möllan⁶ rumspazieren. Dort gibt es sehr viele Zivilpolizisten, die schnell eins und eins zusammenzählen und so auf die Jugendlichen aufmerksam werden können. Das würde ich also nicht mehr machen - klar manchmal, aber eben nicht regelmäßig mit der gleichen Person am gleichen Ort. Wir saßen eine Zeit lang immer bei Sybilla⁷ und haben Kaffee getrunken, und das war überhaupt nicht komisch, aber das würde ich heute nicht mehr machen, weil die Polizei viel aufmerksamer geworden ist und sich fragen würde

„wer sind die, die dort den ganzen Tag sitzen?“. Der Fokus auf „undokumentierte Flüchtlinge“ hat enorm zugenommen.

„Die Richtlinien von oben sind strenger geworden, die Polizei ist mehr und mehr darauf konzentriert, die ‚untergetauchten Jugendlichen‘ zu finden“

kumentierte Flüchtlinge“ hat enorm zugenommen.

Hat das vielleicht auch damit zu tun, dass das Wissen um die Praxis, „Jugendliche ohne Aufenthaltsgenehmigung zu verstecken“, zugenommen hat?

Ja, das glaube ich auch. Asylgruppen hat immer schon in den Medien Stellung zu ihrer Arbeit bezogen und total offen über ihre Arbeit gesprochen. Aber wir wissen auch, dass die Richtlinien von oben strenger geworden sind, dass die Polizei mehr und mehr darauf konzentriert ist, die „untergetauchten Jugendlichen“ zu finden. Weil die Asylgruppe sich eben um so viele kümmert, sagen wir es sind momentan 50: Das ist eine ganze Menge in der Statistik der Polizei und des Migrationsverket. Da ist sicherlich einiges an Druck von der Regierung dazugekommen, dass die Fahndung nach untergetauchten

Jugendlichen, die in ein Drittland abgeschoben werden sollen, mehr auf der Tagesordnung steht.

Du hast erzählt, dass du Kontaktperson für fünf Jugendliche warst, die für 18 Monate in Schweden „versteckt“ gelebt haben. Haben mittlerweile alle eine Aufenthaltsgenehmigung bekommen?

Ja, die meisten. Alle waren Dublin-Fälle in Malta und sind für 18 Monate untergetaucht, nachdem Schweden sie nach Malta überstellen wollte. Und da sie aus Somalia sind, war die Chance sehr groß, dass sie eine direkte Aufenthaltsgenehmigung bekommen. Eine sechste Person, mit der ich im Kontakt bin, ist gerade mitten im Asylprozess und eine siebte lebt noch versteckt bis Februar, dann sind die 18 Monate um. Wir hatten leider noch keinen positiven Fall aus Afghanistan. Aber wir kennen viele afghanische Jugendliche, deren Wartezeit bald vorbei ist und deren Asylantrag dann hier in Schweden bearbeitet wird. Wir hoffen, dass viele von ihnen die Chance auf einen gerechten Asylprozess bekommen!

Tack så mycket! Vielen Dank!

Sara Wählin arbeitet in der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Malmö in der Abteilung für Kriegs- und Foltergeschädigte. Dort hat sie sowohl mit Flüchtlingen mit gültiger Aufenthaltsgenehmigung, wie mit Illegalisierten zu tun. Sie ist seit mehreren Jahren aktiv in der Asylgruppen Malmö.

Anna-Katinka Neetzke Svensson wohnt in Malmö und studiert Politikwissenschaften in Lund. Sie ist inzwischen selbst Kontaktperson für einen jugendlichen Flüchtling, der hofft, seinen Asylantrag in Schweden bearbeitet zu bekommen.

¹ Im Schwedischen wird der Begriff „papperslös“ (ohne Papiere) benutzt, welches dem französischen „sans-papiers“ entspricht. Ich werde mich im Text auf den Begriff „undocumented refugee“ beziehen

² Migrationsverket ist die staatliche schwedische Ausländerbehörde

³ Fast alle unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge sind männlich

⁴ Eine Kontaktperson übernimmt Verantwortung für einen „undokumentierten Flüchtling“ und versucht ihn in seinem Alltag zu unterstützen (Wohnplatz, Essen, Schule, Arzt, Freizeit...)

⁵ Kalmar liegt nordöstlich von Malmö in der Nähe der Insel Öland

⁶ Möllvängen, kurz Möllan, ein Stadtteil im zentralen Malmö, war ehemals Arbeiterviertel, ist heute aber bekannt durch seine Kultur- und Nachtszene. Die Polizei ist vor allem hier sehr präsent

⁷ Sybilla ist eine Schwedische Fast-Food-Kette, bekannt für Hamburger und Hot Dogs

Spaßguerilla auf Rädern
 Das freundliche Fachpersonal vom
 Bundesverband macht mobil



„Nicht immer nur böse gucken und am Knüppel rumtatschen“

Dürfen politische Aktionen unterhaltsam sein? Kann man ernsten Anliegen mit Humor begegnen? Der Aktivist und Künstler Ralf Homann im Gespräch mit Matthias Weinzierl.

In deiner politischen und künstlerischen Praxis hast du einige unterschiedliche Aktionsformen ausprobiert und angewandt. Bei Schleuser.net zum Beispiel haben du und deine Kolleginnen und Kollegen auf eine witzige und im weitesten Sinne auch unterhaltsame Art Themenfelder beackert, die eigentlich ziemlich brutal und grausam sind. Warum?

Meine These ist ja immer die, dass wenn du auf einem eher anstrengenden politischen Feld arbeitest, von dem du weißt, dass wir nicht von heute auf morgen die Situation ändern werden, dann ist es schon sehr wichtig, dass du auch Spaß dabei hast, und zwar in der Form, dass wir dabei nicht auf der Strecke bleiben.

Dass niemand sich sagen muss: „Jetzt habe ich keine Lust mehr, jetzt bin ich ausgepowert, jetzt bin ich fertig“, und dann das Engagement wieder aufhört. Das ist indirekt auch die Frage nach dem politischen Gegner: So abstrus, nebulös und wenig bestimmbar der auch sein mag: Was will der oder die erreichen? Eine klassische Methode des politischen Geschäfts ist Frustrieren. Menschen, die aufstehen, zu frustrieren und sie wieder da hin zu treiben, wo sie am wenigsten anrichten können: Nämlich in ihre Hinterzimmer, in ihre Wohnungen, wo sie sitzen und letztendlich frustriert vor sich

hinstarren. Um aus dieser Methode der Frustration herauszukommen, gehören unterhaltende Formen für mich dazu. Im wahrsten Sinne des Wortes und auch für alle.

Nenne doch mal ein Beispiel für so eine unterhaltsame Aktionsform.

Den Bundesverband Schleppen & Schleusen hattest du ja bereits erwähnt. Bei Schleuser.net kommt zum Lachen noch ein weiterer Punkt dazu: Wir vertreten da ja die These, dass der Rassismus aus der Mitte der Gesellschaft kommt. Wenn die Mitte der Gesellschaft nun im Publikum sitzt, und ich sage ihr das, dann kommt das natürlich nicht so gut an, wie wenn ich das fünf, sechs Mal spiegle. Das ist besser, als wenn ich einem direkt ins Gesicht sage: „Du bist ein Arsch!“ Da geht's mir jetzt nicht nur um Abwehrreflexe, sondern darum, dass wir ja Veränderung wollen, Befreiung und so weiter. Und dazu muss ich ja auch die Möglichkeit aufmachen. Ich meine, das Kabarett zum Beispiel übersteigert das manchmal, es ist dann sozusagen fast nur noch lustig, so dass das Lachen dann zur Ablasszahlung wird. Aber wir machen ja kein Kabarett, sondern bildende Kunst. Das heißt, bei uns sind das nur ganz feine Veränderungen, die Denkgfiguren sichtbar machen und eine Situation öffnen. In der Hoffnung, dass jemand im Stillen

zu der Erkenntnis kommt:

„Scheiße, ich bin Teil der Maschinerie, die ich ablehne, und ich muss jetzt was dagegen tun.“ Und da ist das Lachen ein Pflaster, unter dem was Neues entstehen kann.

Ist diese unterhaltende Form aber überhaupt legitim? Schließlich hat man es dabei ja oft mit menschlichen Schicksalen zu tun – in eurem Fall ganz konkret mit den Toten an der Grenze.

Man muss da sehr feinsinnig vorgehen. Schon deshalb, weil wir ja auch aus der Mitte der Gesellschaft kommen. Erst einmal zu den Toten an der Grenze: Bei Schleuser.net haben wir das Problem der Repräsentanz mit folgendem Dreh gelöst: Wir haben nur für Schlepper und Schleuserinnen gesprochen, wir haben aus deren ökonomischen Blickwinkel Reise- und Bewegungsfreiheit gefordert und sozusagen die Selbstabschaffung des Gewerbes forciert. Wir sprechen nicht für diejenigen, die Schleusungen, oder im Fachjargon Migrationsbroker, nutzen müssen wie Flüchtlinge ohne Einreiseerlaubnis. Sie sind bei dieser Aktion lediglich Kunden, die auf diese Dienstleistung angewiesen sind. Genauso wenig spielt übrigens der Endverbraucher von Kunststoffen beim Industrieverband Hartschaum, unserem großen Vorbild, eine tragende



Fotos: Archiv Bundesverband Schleppen & Schleusen



¹ Clown Army ist eine Form des politischen Aktions-theaters, bei der Polizei und Militär clownesk imitiert werden

Schäuble Reisen

Ein neues Reisebüro wirbt für Billigreisen in angeblich sichere Regionen: Irak, Afghanistan und Kongo. Berlin 2007



Aus der Selbstdarstellung des Bundesverbandes Schleppen & Schleusen:

„Wir sind eine Lobbyorganisation für Wirtschaftsunternehmen, die sich auf den undokumentierten, grenzüberschreitenden Personenverkehr spezialisiert haben. Diese Lobby-Organisation trägt den Namen ‚Bundesverband Schleppen und Schleusen‘, in der Kurzform: ‚schleuser.net‘. Erklärtes Ziel von ‚schleuser.net‘ ist die Verbesserung des Images von ‚SchlepperInnen und SchleuserInnen‘, die Richtigstellung der staatlichen Öffentlichkeitsarbeit und ‚politisch‘ letztlich die Abschaffung des Verbandes, indem durch Anpassung der Gesetze an die Realität jegliche Personenbeförderung legal wird.“

Der Bundesverband Schleppen und Schleusen war von 1998 bis 2008 ein Projekt der politischen Aktionskunst in München, Weimar und Berlin. Es trat zuerst unter der lautmalerschen URL „schlepper.com“ am Rande eines Symposiums des BND in Pullach über globale Migration auf. Später nutzte der Bundesverband die URL „schleuser.net“ und erklärte die Zeitschrift des Flüchtlingsrats Schleswig-Holstein „Der Schlepper“ zum Verbandsmagazin (die „Hinterland“ gab es noch nicht). Zusammen mit dem ADAC und der Deutschen Bahn gründete der Bundesverband Schleppen und Schleusen die „Arbeitsgemeinschaft Undokumentierter Reiseverkehr“ (AUR) zur Abschaffung der Residenzpflicht (Stichwort „Neue Kundengewinnung“) – zumindest behauptete dies das Kommunikationsteam des Bundesverbandes, dem auch der Bildhauer und Autor Ralf Homann angehörte.<

Rolle. Wir würden keinen witzigen Vortrag halten über Flüchtlinge, Betonung auf „über“, oder gar über Menschen, die durch das Grenzregime sterben. Das kannst du nicht machen. Wir suchen uns den thematischen Gegenstand schon sehr genau aus.

Der Bayerische Flüchtlingsrat veranstaltete letztes Jahr die Casting-Show „Bayern sucht das Superlager“, eine Gameshow, bei der Schauspielerinnen und Schauspieler spielerisch versuchen mussten, die Hürden der EU zu überwinden. Und die Jugendlichen ohne Grenzen küren jedes Jahr mit einer Gala den „Abschiebeminister des Jahres“. Was denkst du über solche Formate?

Hier stellt sich die Frage anders. Da ist die Lösung eines unterhaltenden Formats die, dass der Flüchtlingsrat ja mit Flüchtlingen zusammenarbeitet. Die Shows, die ich gesehen habe, an denen sind immer auch Flüchtlinge beteiligt, die dadurch ihre Anliegen auf die

Bühne tragen. Gemeinsame Ziele und gemeinsamer Spaß! Was wäre denn die Alternative? Die Alternative ist, dass alle mit verbiesterten Gesichtern auf der Straße stehen, bei Regen und Kälte Plakate hochhalten, dass wir uns auf den Boden legen, darben, manche in den Hungerstreik gehen oder was weiß ich – alles legitime und wichtige Formen, aber ich glaube, das hält man nur einige Jahre durch, und dann ist es vorbei, dann schafft man das nicht mehr. Und meine These ist, wenn man zusammen kommt und gemeinsam lachen kann, gemeinsam Musik machen kann, gemeinsam etwas auf die Bühne stellen kann, daraus entsteht meines Erachtens die Kraft, die einen weitermachen lässt, um eben wieder zum Beispiel bei Regen und Kälte auf der Straße zu stehen.

Müssen wir diese drastischen Themen nicht auch deshalb aufbereiten und in so eine unterhaltende Form bringen, damit wir sie überhaupt in die Mehrheitsge-

sellschaft tragen können? Mein Eindruck ist, die Leute lassen sich gar nicht darauf ein, wenn man diese Themen nicht in eine unerwartete Form bringt.

Genau. Es geht um Aufmerksamkeitsökonomie. Nur wenn ich unerwartet vorgehe, geht es einen Schritt weiter. Mein Lieblingsbeispiel ist hierzu „Pink & Silver“. Als die mit dem Globalisierungsgipfel in Prag aufkamen, erreichte das sehr hohe Aufmerksamkeiten bei Demonstrationen. Auch in der Kombination, dass ein derart glamouröses Auftreten von hoch bewaffneter Polizei eingekesselt wurde. Allein für dieses Bild, das die Kriminalisierungsstrategie ins Absurde wegdreht, hat sich das schon gelohnt. Das war eine taktische Fröhlichkeit oder tactical frivolity. Auf der anderen Seite nerven mich mittlerweile die Clowns¹ mit ihrer Polizeipantomime. Wenn in den Hauptfernsehnachrichten mehr die Clowns ins Bild geflunkert werden als der Schwenk über die Transpis, dann ist so eine Form inhaltlich verbraucht oder im Mainstream eingegartelt.

Trotz solcher ständigen Einhegungen finde ich es wichtig, die in unserer Gesellschaft üblichen Formen des Öffentlichen für die Themen des Flüchtlingsrates zu nutzen, also Theater, Kunsträume, Party und Konzert. Wir dürfen uns nicht auf die Form von Öffentlichkeit zurechtstutzen lassen, die sich dann offiziell Politik nennt. Wozu auch? Wieso sollen wir immer nur Demos und Podiumsdiskussionen veranstalten?

Gerade das Migrations- und Flüchtlingsthema ist so negativ besetzt, dass man mit den üblichen Aktionsformen, wie zum Beispiel Infostand, Mahnwache oder

Kein Beinbruch
doch der Moderator sieht aus wie Günter Netzer...
BSDS-Show, Bayern-Kaserne 2011



Super-Krass
Sieben Lager bohlen um die Gunst der Jury





Gespielte Bürgernähe
*Nachgestellte Bundestagsdebatte
 auf dem Münchner Marienplatz 1998*



Gut aufgestellt...
*Rechte Rentner beziehen lautstark Stellung hinter dem
 Schauspieler, der die Positionen der CDU wiedergibt*

Demonstration nicht mehr durchdringt. Viel zu groß ist das Misstrauen und der Vorbehalt seitens der Öffentlichkeit und des gesellschaftlichen Mainstreams. Muss man denn daher unterhaltende Verwandlungstricks anwenden, um an die Leute auf der Straße überhaupt heranzukommen? Als wir etwa unsere „I mog die ned abschiebn“-Luftballons rund um das diesjährige Oktoberfest verteilt haben, wurden uns die Ballons förmlich aus den Händen gerissen. Wahrscheinlich, weil die meisten Passanten nicht geschnallt haben, um was es uns geht.

Wenn sie es geschnallt haben, dann fanden sie es wahrscheinlich auch gut. Ich glaube ja, dass das Publikum immer intelligenter ist, als man ihm unterstellt. Du hast jetzt gerade einen ganz wichtigen Punkt angeschnitten, das ist die Codierung. Wenn ich ständig Veranstaltungen mache, besonders in der Flüchtlingspolitik, die auf die Betroffenheit abstellen, so: „Alles ist schlimm!“, was ja stimmt, aber dann kodiere ich das ganze Feld mit einem bestimmten Gefühl, nämlich, dass alles schlimm ist. Letztlich bestärke ich dadurch das, was wir Viktimisierung nennen, Flüchtlinge als Opfer. Weniger kirchlich-paternalistisch, sondern sozialdemokratisch gesprochen: Der defizitäre Mensch oder der Mensch als Problem. Wenn ich da raus will, dann muss ich das Ganze anders kodieren. Wenn ich also sagen will: „Flüchtlinge sind Menschen – wie du und ich –, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und für ihre Rechte kämpfen“, dann muss ich diese Menschenwürde aber auch leben und im Symbolischen darstellen. Und zum Menschsein gehört eben auch das Lachen, Vergnügen, Unterhaltung. Wenn ich das in der Thematisierung immer ausblende und verenge, dann komme ich aus

dem politischen Problem nicht heraus.

Wo ziehst du die rote Linie?

Die rote Linie ist der Zynismus. Er ist aber etwas sehr eigenartiges, weil es sehr unterschiedliche Vorstellungen über ihn gibt. Was ist zynisch? Ist „Bayern sucht das Superlager“ zynisch, oder ist es nicht vielmehr zynisch, wenn die Politik sagt: „Frontex bekämpft den Menschenhandel“? Ich meine selbstverständlich, Letzteres ist zynisch. Wer den Menschenhandel wirklich bekämpfen will, der lässt Flüchtlinge einfach einreisen, der lässt sie ins nächste Flugzeug steigen und erspart ihnen die Torturen. „Bayern sucht das Superlager“ hingegen ist nicht zynisch, das ist Humor. Ich erlebe den Zynismus in unserer Gesellschaft als eine Strategie der Mächtigen, das mag bei den ollen Kynikern noch umgekehrt gewesen sein. Dem Humor kann man lediglich vorwerfen, dass er die Waffe der Unterdrückten und der Schwachen ist, weil er angeblich nichts ändert. Dass er also nur Galgenhumor sei – am Ende wartet dann doch der Strick. Ich sehe das natürlich nicht so. Ich bin nicht überzeugt, dass die reine, militante, in gewisser Weise auch männliche Form des Widerstandes – also auf die Straße gehen, böse gucken und am Knüppel rumtatschen –, dass das die einzige legitime Form sei, um Menschen zu befreien.

Immer wieder gibt es auch Aktionsformen, bei denen die Akteurinnen und Akteure drastische Schicksalsgeschichten vortragen und Beklemmung und Betroffenheit verbreiten, die manchmal das Publikum förmlich erschlagen können. Soll und kann man für die gute Sache die Betroffenheitskeule schwingen wie

beispielsweise im Theaterprojekt „Asylmonologe“, in dem reale Flüchtlingsgeschichten von Schauspielerinnen und Schauspielern bearbeitet und dramatisiert vortragen werden. Was hältst du davon?

Ich sehe in solchen Veranstaltungen keinen Erkenntnisgewinn. Wenn ich zum Beispiel die Guantanamo-Protokolle² hernehme, die ja wie eine Blaupause für die „Asylmonologe“ wirken, dann hat es bei den Protokollen Sinn gemacht, sie öffentlich zu lesen, weil nur so überhaupt Öffentlichkeit hergestellt werden konnte, und in der Simulation der Militärtribunale gleichzeitig die Forderung gelebt worden ist nach ordentlichen, öffentlichen, Gerichtsverfahren. Und es hat auch Sinn gemacht, dass Künstler sie gelesen haben, weil die Guantanamo-Gefangenen können das ja nun wirklich nicht. All diese Punkte treffen auf die „Asylmonologe“ nicht zu, da bleibt nur die Empathiekeule hängen.

Das ist dann auch die Frage, woher unsere Aktionsformen kommen. Ich finde, dass die Betroffenheitskeule sehr stark in der protestantischen Ecke angesiedelt ist. Zum Beispiel hat Isaac Deutscher in seiner Stalin-Biografie sehr schön nachgezeichnet, wie Stalins Modell, den 1. Mai zu feiern, aus seiner orthodoxen Priesterausbildung kommt. In dieser Ikonografie wird einem dann auch klarer, was Pussy Riot in der Kirche gemacht haben. Die Open-Mics der Occupy-Bewegung mögen eine Antwort auf das New Yorker Demonstrationsunrecht sein, sie haben aber auch etwas Baptistisches. Wenn wir genau hinschauen, woher die Formen kommen, dann können wir mit ihnen auch besser spielen. So wie bei „Bayern sucht das Superlager“.



I mog di ned abschiebn
Diw Wiesngäste
nehmen die Anti-
Abschiebe-Luft-
ballons gerne.

² Originaltitel: „9 scripts from a nation at war“ (documenta 12, Kassel oder auch MoMa, New York)



Bleibi bleibt!
der sympathische
Hase sorgt für gute
Stimmung auf der
Demo zur IMK in
Wiesbaden 2011

Wir wissen, woher die Form kommt, nämlich aus dem Privatfernsehen. Damit sind natürlich bestimmte Absichten verbunden. Genau das ist ja der Witz an der Geschichte – damit wird mehr gestört an Bildern im Kopf, als wenn die Form ernst genommen würde. Wir stören ja auch die Form von Kommerzialisierung von Talent. Sehr indirekt stört das Setting auch die Vorstellung, dass in den Lagern Leute mit geringen Talenten wären, diese Dequalifizierung von Migration ist ja Teil des hiesigen Rassismus. Durch dieses Bilderspiel entstehen für mich Öffnungen. Sachen, die keine Öffnungen erzeugen bringen nichts.

Was verstehst du unter Öffnungen?

Kurz nach dem Start von Kein Mensch ist illegal haben wir zu der Auseinandersetzung um das Asylbewerberleistungsgesetz ein öffentliches Hearing auf dem Münchner Marienplatz veranstaltet. Das war Ende der 1990er Jahre. Wir haben das aber nicht so organisiert wie das früher vielleicht der Arbeiterbund zum Wiederaufbau der KPD gemacht hätte, mit viel Pathos, sondern eher mit einem Schalk im Nacken. Mitten auf dem Marienplatz saßen, ohne Bühne, einfach um einen Tisch herum, schauspielende Aktivisten, welche die Vertreter der Bundestagsparteien darstellten. Sie spulten die entsprechenden Wortbeiträge ihrer Vorbilder aus der Bundestagsdebatte herunter. Das Publikum konnte drum herum gehen. Bemerkenswert war, dass die auf dem Marienplatz üblicherweise herumlungernenden Nazis sich sehr schnell hinter dem Vertreter der Union sammelten und ihm lautstark zustimmten. Sie konnten diese Öffnungsleistung nicht

nachvollziehen – sie konnten nur alles was gesagt wurde eins-zu-eins nehmen und sortierten sich dementsprechend ein, sozusagen die Reihen dicht geschlossen. Das war eine sehr undankbare Aufgabe für den Schauspieler, hinter sich dieses Personal zu wissen. Das meine ich mit Öffnung. Wir versuchen ja ständig, Dinge zu öffnen, und die anderen versuchen immer wieder, sie zu schließen.

Für mich als Künstler kommt noch etwas dazu – denn in der Kunst gehe ich an Sachverhalte anders heran als ein Politiker oder eine Wissenschaftlerin. Da bin ich in letzter Zeit öfters kurzfristig Fan von Alain Badiou. Der hat versucht aufzuzeigen, dass es verschiedene Wahrheitszustände gibt. Den der Politik, der Kunst, der Wissenschaft, der Liebe und der Philosophie. Mit unseren Aktionen bewegen wir uns zwischen diesen Wahrheitszuständen mit Freude hin und her und trotzdem bleibt eine, weitere, rote Linie: Das, was wir tun, ist Kunst, und was hier richtig ist, können wir nicht einfach zum Beispiel auf die Wissenschaft übertragen und umgekehrt. Und auch die Politik ist natürlich ein anderes Feld mit ihren eigenen Richtigkeiten, und dazu gehört es zum Beispiel, Mehrheiten zu organisieren oder Gerichtsprozesse zu gewinnen. Wenn wir am Ende nur noch Politunterhalter wären, das wäre der falsche Weg. Oder anders gesagt, ihr seid immer noch der Flüchtlingsrat und nicht das Flüchtlings-theater.

Das wäre auch schlimm.

Heute wird gerne Emma Goldmans angeblicher Spruch zitiert: „If I can't dance, it's not my revolution“. Auch wenn der Satz


mittlerweile dazu gebraucht wird, selbst einer grottigen Party etwas Politisches anzubuttern, enthält er etwas sehr Richtiges. Alles was wir tun in diesem Feld, soll eine bessere Welt oder zumindest eine bessere Situation herstellen. Wir wollen eine andere Welt, oder konkret: Eine andere Flüchtlingspolitik erreichen. Daher müssen wir in unseren Aktionsformen auch zeigen, wie diese andere Welt sein soll. Hakim Bey nennt das „temporäre autonome Zonen“. Damit ist gemeint, dass es kurzfristig die Möglichkeit geben muss, dass diese andere Welt, so wie wir sie uns gerade konkret noch nicht vollständig vorstellen können, dennoch aufscheint. Nicht perfekt, aber zumindest ein bisschen sichtbar. Ich finde, wenn Leute immer nur mit wichtigen Gesichtern rumlaufen und Tanzverbote aussprechen, dann will ich diese Welt nicht. Das ist eben nicht meine Welt. Überspitzt gesagt: Auch nach der Revolution wird es ein Oktoberfest geben, nur braucht es keine Luftballon-Aktion mehr. <

save me!
gebannte Kandidatinnen und Kandidaten
bei der save me Gala 2008



Fast wie bei Tommi
hier fehlt nur noch das Schälchen mit Haribo





Die Lust am Elend der Anderen

Zur eigenen Unterhaltung virtuell oder real einzutauchen in die Welt von Armut, Krieg und Chaos, ist angesagt wie nie zuvor. In der popkulturellen Verwertungsmaschine bleibt die Kritik an den Verhältnissen oft außen vor. Ein Blick in die voyeuristischen Abgründe der Unterhaltungsindustrie.

Von Hartl Konopka

„Und wozu kommst du hierher? Zum Vergnügen? Weil es so schön ist? Wegen der Exotik? Willst du sagen, die Scheiße hier stinkt nicht? Und wie sie stinkt. Das ist doch ein Saustall.‘ Er hatte recht. Auf dem Marktplatz lagen große Fische im Dreck des Bürgersteigs. Er hatte recht. Es stank zum Himmel. Daneben hockten die Typen, die sie verkaufen wollten. An der Ausfallstraße der Stadt, zwischen Buden, Marktständen, Müllhaufen, zwischen Gerümpel, ewiger Ebenerdigkeit und postosmanischem Slum [...].“

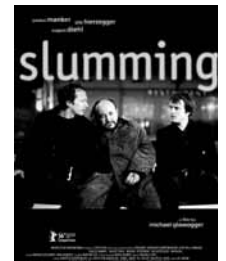
So schreibt der polnische Autor Andrzej Stasiuk, der immer wieder die Elendsregionen Osteuropas bereist. In seinem gerade erschienenen „Tagebuch, danach geschrieben“ stellt er sich selbst die Frage, warum ihn „der balkanische Verfall [...] einfach anzieht“, und er versucht, „dieses zerreißende Gefühl“ zu beschreiben; diesen erregenden Schauer über fremdes Leid, ab hier kurz „Slumming“ genannt.

Global Ghetto Tech

Slumming ist en vogue, im Alternativtourismus, in Filmen und in der Popmusik. Die *SZ* titelte am 22. Oktober dieses Jahres: „Unwiderstehlich und daheim verboten: Pop aus den Slums von Tansania“. Darin wird „der Sound der Armenviertel und Squatter-Camps“ abgefeiert und „zum Sound eines täglichen Überlebenskampfes“ erklärt. Die Musik aus den Elendsquartieren der Welt ist der letzte Schrei im Popjournalismus und in den Clubs des reichen Nordens. Sie heißen Mchiriku (Tansania), Favela Funk (Brasilien), Kuduro (Angola) oder Kwaito (Südafrika) und werden unter dem Begriff „Global Bass“ oder „Global Ghetto Tech“ vermarktet. Zum Image gehören gewalttätige Parties und Verbote von

Konzerten oder Radioplays, natürlich nur an den Originalschauplätzen. „Zu zweifelhaft ist ihr Ruf, zu kriminell ihr Umfeld“, ist im oben zitierten *SZ*-Artikel zu lesen.

Thomas Burkhalter beschäftigt sich in seinem *testcard*-Beitrag „Weltmusik 2.0“ genau mit diesem Phänomen. Er erkennt einen Trend zur Inszenierung von Krieg und Gewalt und beschreibt Kuduro-Videoclips aus Luanda, in denen leicht bekleidete Frauen mit jungen Männern tanzen, die im angolanischen Bürgerkrieg ein Bein verloren haben. M.I.A., die gern als Guerilla-Ikone posiert, ist spätestens seit „Paper Planes“, ihrem Soundtrack zum Film „Slumdog Millionaire“, ganz dick im Geschäft. Das dazugehörige Video wurde inzwischen über sechs Millionen Mal bei Youtube angeklickt. Oder Diplo, der „den lauten, auf Drumcomputer-Rhythmen basierten Baile Funk aus den Favelas von Rio de Janeiro für die globale Inwertsetzung mit entdeckt hat“. Seine CDs heißen „Favela on Blast“ oder „Favela Strikes Back“. Für Burkhalter sind das „akustische (und ebenso visuelle) Seismographen ihrer Zeit.“ Auch der in linken Kreisen geschätzte DJ und Musiker Filastine sei hier aufgeführt. In seinem Video „Colony Collapse“, mit immerhin auch schon 130.000 Clicks, zieht er mit der Sängerin Nova Ruth durch verpestete Landschaften und über Müllhalden Javas, den Ghettoaster auf der Schulter. Was als Pose der Anklage gegen die dortigen Lebensbedingungen gemeint ist, wirkt eher wie die klassische Ausbeutung des gruselig-exotischen Klischees.



Wohlfühlen mal ganz anders interpretiert

Unterwegs für den Slumfaktor

Vorreiter der Bespaßung durch Kriegs- und Chaossituationen waren der Regisseur Emir Kusturica und sein Soundtracklieferant Goran Bregovic. „Wir sind die lustigen Balkaner, rumtata, wir zerfressen uns von innen und tanzen dabei“, sagt die in Belgrad aufgewachsene Autorin Barbi Marković über Kusturicas Film „Underground“. „Aber für mich ist es nicht nur der Exotismus, es ist auch die Musik. Ich weiß noch genau, wie ich mit einer Freundin, die aus Niš kommt, in Wien auf einer Party war, die plötzlich zu einer Balkan-Party mutierte. Und da kam dieses Lied aus, Underground: ‚Kalašnjikov‘ – wir haben kein Wort zueinander gesagt, sind einfach stehen geblieben, bis das Chaos vorbei war. Denn wenn in Belgrad dieses Lied losging, fingen die Leute an, sich zu prügeln oder irgendwas zu zerschlagen, es wurde völlig animalisch. Und jetzt sind wir hier in Wien, und wieder...“

Es bleibt nicht nur beim virtuellen Trip in die Welt des Elends anderer

Doch es bleibt nicht nur beim virtuellen Trip in die Welt des Elends anderer. Eine Gruppe von Nürnberger Kunststudenten zieht regelmäßig durch Absturzkneipen. Unterwegs auf ihren Fixies¹ haben sie aber nicht vor, mit den Stammgästen zu feiern, sondern es als Abenteuer zu genießen, als Kick in ihrem Unterhaltungsprogramm. Durchgespielt wurde diese Art der Freizeitgestaltung bereits im 2006 produzierten Spielfilm mit dem Titel „Slumming“. Darin geht es um zwei Yuppies, die in abgewrackte Bars gehen und diesen, je nach Grad der Trostlosigkeit, einen „Slumfaktor“ zuordnen. Ihr größtes Vergnügen besteht darin, sich über Leute, die in ihren Augen Loser sind, lustig zu machen und mit deren Schicksal zu spielen. Der Hauptprotagonist landet zuletzt in den Slums von Indonesien. Dieser Film des österreichischen Regisseurs Michael Glawogger hat „Slumming“ in den deutschsprachigen Wortschatz eingeführt.

Dark Tourism

Im Englischen tauchte der Begriff „Slumming“ zum ersten Mal 1884 auf, als reiche New Yorker die Armenviertel in Manhattan besuchten, aus Neugier, zur Unterhaltung, vielleicht auch, um karitativ tätig zu werden. Laut Wikipedia ist Slumming „eine Form des Tourismus, der in verschiedenen Entwicklungsländern wie Indien, Brasilien, Kenia und Indonesien prominent wurde“. Nicht genannt ist hier Südafrika. Dabei

besichtigen jährlich über 300.000 Touristen die Slums in Kapstadt. Im Buch „Fenster zur Parallelwelt“ des Freiburger Magazins *iz3w* wird diese Form der Extremexotik als „Dark Tourism“ bezeichnet: „Auf der Suche nach spektakulären Eindrücken und Grenzerfahrungen jeglicher Art wird auch der Blick auf

menschliches Leid oder prekäre Lebensbedingungen zu einer Attraktion. Auch deshalb werden zunehmend Ausflüge in Elendsviertel organisiert und Slumtours gebucht.“

Beschrieben wird eine Tour zu den Favelas in Rio. Diese sind

inzwischen fester Bestandteil der Lonely Planet-Empfehlungen. Den Zynismus dieser Art des Alternativtourismus dokumentiert der Film „Can't Do It In Europe“, in dem europäische und US-amerikanische Reisende die Silberminen im bolivianischen Potosi besuchen, in Originalkluft und unter Arbeitsbedingungen wie im 19. Jahrhundert.

Hierarchische Beziehungen

Mumbai war schon lange vor „Slumdog Millionaire“ Ziel des Slumtourismus. Die *London Times*-Kolumnistin Alice Miles kritisierte den Spielfilm als Missbrauch der wirklichen Armut zu Unterhaltungszwecken. Für sie ist er ein „Armutsporno“. Das Gleiche lässt sich auch über die Fotoarbeiten von Larry Clark mit seinen Inszenesetzungen von Drogensucht und Prostitution sagen, ebenso wie über seine Filme („Kids“, „Ken Park“) und die seines Adepten Harmony Korine („Gummo“). Über den aktuellen Film „Bombay Beach“ von Alma Har'el schreibt Martina Knoblen in der *SZ* vom 1. Oktober 2012: „Die Mischung aus Clip-Ästhetik und Sozialstudie ist nicht nur reizvoll, sie verleiht den Figuren auch einen Glamour, den diese Loser und Loner gut gebrauchen können“. Und überschreiten nicht auch die wie Dokumentationen inszenierten Filme des österreichischen Regisseurs Ulrich Seidl die Grenze zur Denunziation? Zur Schau gestellt wird in „Tierische Liebe“ und „Hundstage“ das spießbürgerliche Elend, in „Import Export“ der osteuropäische Verfall inklusive einer unerträglichen Szene in einem Pflegeheim, in der ein schwerst Pflegebedürftiger vorgeführt wird. Es kommt unweigerlich die Frage auf, mit wessen Einverständnis diese Szene gedreht wurde. Wo verläuft die Grenze zwischen dem Respekt gegenüber gesellschaftlichen Außenseitern oder Verlierern und deren Ausbeutung? Zwischen Anklage unerträglicher Zustände und Zurschaustellung von Elend? Bilder oder Geschichten von katastrophalen Zuständen



¹ Fixies (*Fixed-gear bicycles*) sind Fahrräder ohne Gangschaltung und meist auch ohne Licht, Schutzbleche, Klingel und Bremsen

Global Ghetto Tech
*Musik für den Müllhaufen
der Geschichte*



können Empörung auslösen, sie können aber durch ihre Ästhetik auch dazu einladen, sie mit Lust oder Grusel zu konsumieren.

Slumming ist voyeuristisch, entwürdigend und ausbeuterisch

Eine gelungene Satire zu dem Thema ist der Kurzfilm „Survive Berlin“, in dem Abenteuer-touristinnen und -touristen für viel Geld einen Trip in die Punk- und Obdachlosenwelt Berlins buchen können. Viel-

eicht wäre Slumming aber auch eine Geschäftsidee für Flüchtlingsorganisationen: Ein begleiteter illegaler Grenzübertritt, eine Mitfahrt auf einem Flüchtlingsboot über das Mittelmeer oder eine Übernachtung in einer echten Flüchtlingsunterkunft mit Essenspaketen? Die Nachfrage ist auf jeden Fall sicher.<

Hartl Konopka
lebt in Nürnberg und arbeitet dort als Sozialarbeiter in der Armutsverwaltung. Im zweiten Leben ist er Vermittler von wilder Musik.

Slumming, sei es virtuell in Musik, Filmen und Videos, oder real im „Dark Tourism“, ist voyeuristisch, entwürdigend und ausbeuterisch. Es mag in manchen Fällen ironisch oder parodistisch gemeint sein, aber das Problem dabei ist: „Es wird nur von Insidern verstanden, im freien Markt hingegen mutiert es schnell zur skurrilen Spaßkultur“, so Burkhalter. Es geht um das Aufgeilen saturierter Wohlstandsbürgerinnen und -bürger an der Not anderer, aus Langeweile und aus Überheblichkeit. Andrzej Stasiuk meint im Hinblick auf die Kriege in Jugoslawien: „Überhaupt sah dieser ganze Krieg so aus, als wäre er eigens für die blasierten Westeuropäer organisiert worden. Damit sie sich fürchten konnten, Verachtung oder Überlegenheit spüren konnten.“ Slumming funktioniert nur in hierarchischen Beziehungen. Hipsters gegenüber Alkoholikern, Wohlhabende gegenüber Armen, die aus dem Norden gegenüber denen aus dem Süden.

Literatur:

„Exotik Extrem – Dark Tourism“, in: *Fernweh/iz3w* (Hg.): *Fenster zur Parallelwelt*, 2006.

Thomas Burkhalter:
Weltmusik 2.0, in: *testcard* #20. Ventil Verlag, 2011.

Barbi Marković u.a.:
„Ortsverschiebungen Tisch Süd“, in: *testcard* #20. Ventil Verlag, 2011.

Andrzej Stasiuk: Tagebuch danach geschrieben, edition suhrkamp, 2012.

Filme:

Michel Glawogger:
Slumming. DVD 90 Min., A 2007

Thomas Keller/Philipp Jansen/Andy Bergmann,
Survive Berlin. DVD 17 Min., D 2005.

Anna Weitz/Charlotta Copcutt/Anna Klara Ahren:
Can't Do It In Europe. DVD 46 Min, S 2005.

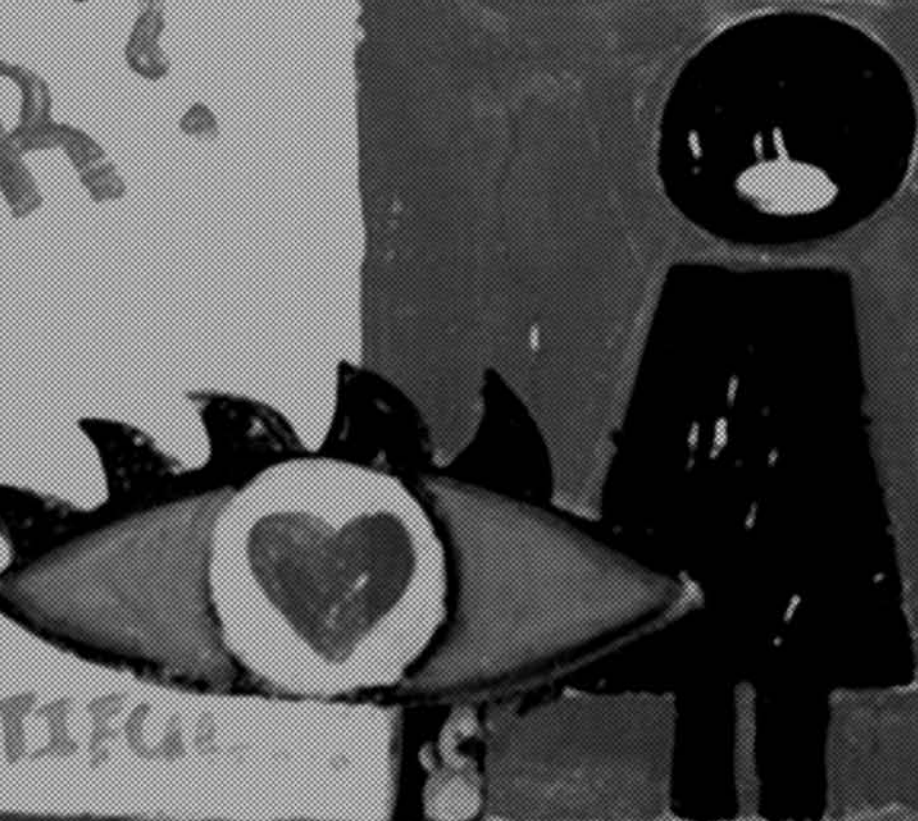


Dancehall ina Germaica

Entertainment, kulturelle Aneignung & Homophobie

homosexuality
doesn't bother
me.....

sexism, classism,
racism, poverty,
illiteracy, hunger,
homelessness
DOES !!



Wandgemälde
Downtown Kingston, Jamaika 2012

In der international populären Reggae- und Dancehall-Musik tauchen häufig gewalttätige, anti-homosexuelle Texte auf. Die Debatte um Homophobie schwankt zwischen Kulturrelativismus und rassistisch aufgeladener Stigmatisierung. Von Patrick Helber

Seit 2003 gibt es in Nordamerika und Europa immer wieder Anti-Homophobie-Kampagnen gegen die Auftritte von Reggae- und Dancehall-Entertainer_innen aus Jamaika. Oftmals werden Konzerte aufgrund des öffentlichen Drucks von Organisationen für die Rechte von Lesben, Schwulen und Transsexuellen abgesagt. Hauptakteur_innen auf der internationalen Ebene waren dabei die britische LGBTTI'-Organisation OutRage! und deren Sprecher Peter Tatchell. Sie machten gemeinsam mit der 2003 gestarteten Kampagne „Stop Murder Music“ weltweit auf die anti-homosexuellen Dancehall-Lyrics sowie die gefährlichen Lebensbedingungen von Homosexuellen auf der Karibikinsel aufmerksam. Mitgetragen wurde die Kampagne außerdem von J-FLAG (Jamaica Forum for Lesbians, All-Sexuals and Gays), der einzigen jamaikanischen Organisation für die Rechte von Homo-, Bi-, Inter- und Transsexuellen. Da homophobe Einstellungen in der jamaikanischen

Bevölkerung weit verbreitet sind, war der Aktionsraum von J-FLAG lange Zeit beschränkt, während OutRage! im Zentrum der medialen Auseinandersetzung stand. Fälschlicherweise wurde so der Eindruck vermittelt, internationale Aktivist_innen würden Jamaikaner_innen ihre Ansichten aufzwingen wollen.

Die koloniale Tradition der Homophobie

Sänger_innen und Deejays aus Jamaika haben insbesondere in den 1990er-Jahren und zur Jahrtausendwende zahlreiche Lyrics geschrieben und aufgeführt, die sich extrem gewalttätig gegen Homosexualität aussprechen, etwa indem sie die brutale Ermordung von Homosexuellen beschreiben und begrüßen. Die Homophobie in Jamaika hat aber eine erheblich längere historische Tradition. Eine zentrale Rolle spielen dabei der europäische Kolonialismus und die Plantagensklaverei. Jamaika war mehrere Jahrhunderte eine britische Kolonie, in welcher Schwarze Sklav_innen unter unmenschlichen Bedingungen dazu gezwungen wurden, Reichtum für das britische Empire zu erwirtschaften. Das Gesetz gegen Analverkehr, das heute in Jamaika den juristischen Boden für die gesellschaftliche Ausgrenzung insbesondere männlicher Homosexueller schafft, wurde bereits von den britischen Kolonialist_innen verabschiedet. Als Jamaika 1962 unabhängig wurde, blieb es, wie viele andere Erben des Kolonialismus, erhalten.

Auf der Insel kam es in den letzten Jahren immer wieder zu tödlichen Übergriffen auf Homosexuelle. Besonders Schwule sowie Männer, die als „verweiblicht“ wahrgenommen werden, sind in der Öffentlichkeit einer permanenten Bedrohung ausgesetzt. Diskriminierung und soziale Ausgrenzung gehören

Die Begriffe „Schwarz“ und „weiß“ werden im Text nicht im Sinne einer Einteilung nach Hautfarben verwendet. Die Kategorisierung von Menschen nach Hautfarben stellt der Literaturwissenschaftlerin Susan Arndt zufolge selbst eine rassistische Praktik dar. „Schwarz“ ist die selbstgewählte Bezeichnung für Schwarze Menschen. Hinter der Begriffswahl verbirgt sich keine körperliche Charakteristik. Sie beschreibt vielmehr eine gemeinsame Position in unserer Gesellschaft, die auf die kollektive Diskriminierungserfahrung durch weiße Vorherrschaft zurückgeht. Die Selbstzeichnung „Schwarz“ wird deshalb im Text großgeschrieben. „Weiß“ steht für eine privilegierte Stellung. Wer „weiß“ ist, entspricht der unsichtbaren Norm und kann es sich leisten, Rassismus zu ignorieren. „Weiß“ wird kursiv geschrieben, um deutlich zu machen, dass es sich dabei nicht um eine biologische Zuschreibung, sondern um einen Begriff handelt, der bei der Analyse von Machtverhältnissen innerhalb rassistischer Strukturen unabdingbar ist.



auch für Lesben zum Alltag. Homosexuelle Frauen werden aber im Gegensatz zu schwulen oder „effeminierten“ Männern kaum als Bedrohung für die Herrschaft des Patriarchats wahrgenommen. Organisationen wie J-FLAG und OutRage! argumentieren, dass die aggressive Ablehnung von Homosexuellen unter anderem durch die homophoben Dancehall-Lyrics aufrechterhalten wird.

Zwischen Stigmatisierung und Kulturrelativismus

In Deutschland taucht das Thema Homophobie im Reggae alljährlich zur Festivalsaison in den Medien auf. Auch hierzulande haben sich unterschiedliche politische Gruppierungen, LGBT-Organisationen und Musiker_innen zusammengetan, um auf die homophoben Texte aufmerksam zu machen. Sowohl die internationale Kampagne als auch die Aktionen in Deutschland richten sich explizit gegen die sogenannten „Battyboy-Tunes“. „Battyboy“ ist im jamaikanischen Patwah² eine abwertende Bezeichnung für einen homosexuellen Mann. Andere gebräuchliche abwertende Ausdrücke sind „Sodomite“, „Fish“, „Chi Chi Man“, „Maama Man“ oder „Funny Man“.

Innerhalb der deutschen Reggae- und Dancehall-Szene hat lange Zeit kaum eine kritische Auseinandersetzung mit homophoben Textinhalten stattgefunden. In der immer wieder aufkommenden öffentlichen Diskussion stehen sich Befürworter_innen und Gegner_innen der Musik oft mit ähnlichen Argumentationsweisen gegenüber. Viele Fans und Soundsystembetreiber_innen halten die anti-homosexuellen Inhalte für einen Teil der „jamaikanischen Kultur“ und damit für unveränderlich und gerechtfertigt. *Weiß*e LGBTI-Verbände hingegen stigmatisieren Jamaika oft, wie im *Time magazine* 2006, als „den homophobsten Ort der Welt“.

Unkritische Aneignungen

Reggae und Dancehall ist die Musik der marginalisierten Schwarzen Bevölkerung Jamaikas. Die Gesellschaft auf der Insel ist bis heute durch eine rassistische Hierarchie geprägt, in der Schwarze Menschen an unterster Stelle stehen. Über soziale Mobilität und Chancen entscheidet oft die rassistische Konstruktion der Hautfarbe. Wirtschaftliche Ressourcen befinden sich deshalb auch fünfzig Jahre nach der Unabhängigkeit in den Händen einer an

Befürworter_innen und Gegner_innen der Musik stehen sich oft mit ähnlichen Argumentationsweisen gegenüber

eurozentrischen Normen orientierten Elite. Diese rekrutiert sich hauptsächlich aus den gemeinsamen Nachkommen von *weißen* Plantagenbesitzer_innen und afrikanischen Sklav_innen, die in der kolonialen Hierarchie privilegiert waren. Weitere Teile der Oberschicht sind *weiße*, chinesische, jüdische und libanesischen Minderheiten.

Die Populärmusik aus den Ghettos von Kingston war von Beginn an ein Medium der Schwarzen Massen, um sich gegen fortdauernde rassistische Diskriminierung zu wehren. Als Reggae- und Dancehall-Musik nach Deutschland kamen, wurden sie zunächst von jugendlichen Subkulturen als Widerstandssoundtrack verwendet. Die *weißen* Hörer_innen ließen oftmals außer Acht, dass die Inhalte aus einem speziellen historischen, kulturellen und politischen Kontext stammten, der geprägt war vom Widerstand gegen kolonialen Rassismus. Begrifflichkeiten wie „Rebel Music“ oder „Babylon“³ wurden häufig unkritisch in die sozialen Auseinandersetzungen der Bundesrepublik übertragen. Überbleibsel aus diesem Denken sind bis heute vorhanden. Sie finden sich zum Beispiel in der Verherrlichung von Bob Marley als Marihuana rauchendem Hippie oder in der hedonistischen Aneignung von Gangstertum und Badboy-Gebärden auf Dancehall-Partys. Zu letzterem gehören die unkritische Reproduktion homophober Lyrics und deren Abfeiern bei deutschen Soundsystemen, Party-Besucher_innen und einigen Künstler_innen bis zum heutigen Tag.

Zweifelhafte Authentizitätsvorstellungen

Auch Ende 2012 stößt eine Debatte um Homophobie in der hiesigen, vorwiegend *weißen* Dancehall-Szene oft auf taube Ohren. Manchmal scheint es gar, dass homophobes Verhalten insbesondere bei „Soundclashes“, musikalischen Wettkämpfen zwischen unterschiedlichen Soundsystemen, nicht nur vom deutschen Publikum erwartet, sondern auch von den Akteur_innen als notwendig betrachtet wird, um als authentisch auf der Bühne wahrgenommen zu werden. Ein gutes Beispiel dafür liefert ein Soundclash, der Ende September 2012 in Stuttgart stattfand. Dort traten *weiße* Soundboys aus Speyer, Nesselwang im Allgäu, Ravensburg und München gegeneinander an und versuchten sich gegenseitig mit Beleidigungen à la „Fake Rasta“ und „Battyboy“ zu übertrumpfen.

Kommt es zur Diskussion mit deutschen Soundbetreiber_innen, Veranstalter_innen und Fans, wird oft nur auf die Situation in Jamaika verwiesen und der Frage nach der Homophobie unter *weißen* deutschen Dancehall-Fans ausgewichen. Mit diesem Schritt entziehen sich viele Beteiligte hierzulande jeglicher Eigenverantwortung. Außerdem transportieren sie so ein vollkommen undifferenziertes und stereotypes Bild von scheinbar per se homophoben Jamaikaner_innen. Homophob sind dann natürlich nur die „Anderen“, deren popkultureller Produkte man sich ja lediglich des Entertainments wegen bedient.

Ein aktueller Versuch, die deutsche Szene für Homophobie und Sexismus zu sensibilisieren, ist die Kampagne „Make Some Noise. Homophobia and Sexism Out of My Music“ (MSN), die im vergangenen Sommer auf zahlreichen Festivals durch Infostände und T-Shirts präsent war. Ins Leben gerufen wurde das Projekt unter anderem von Mal Élevé, dem Sänger der Band Irie Revoltés. Die Kampagne ist ein loser Zusammenschluss von Künstler_innen und Fans, deren gemeinsames Ziel es ist, Sexismus und Homophobie vom Inneren der Reggae-, Dancehall-, und Hip-Hop-Szene aus zu bekämpfen. Anders als bei vorausgegangenen Kampagnen geht es MSN nicht um Boykotte und Konzertverbote. Von diesen waren in der Vergangenheit eher Jamaikaner_innen wie zum Beispiel Buju Banton, Beenie Man, Sizzla oder Vybz Kartel, nie aber *weiße* Soundsystembetreiber_innen betroffen. Im Zentrum bei MSN steht der Dialog zwischen Fans, Künstler_innen und Soundsystembetreiber_innen. Eine wichtige Herausforderung für die Arbeit der Kampagne muss es sein, die rassistische Polarisierung zwischen homophoben Jamaikaner_innen und scheinbar aufgeklärten Deutschen zu durchbrechen.

Anzeichen für einen Wandel?

Gerade die internationale Debatte um homophobe Lyrics hat innerhalb der jamaikanischen Gesellschaft und der jamaikanischen Diaspora zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit Homosexualität und Homophobie geführt. Auch wenn die Mehrheit der Jamaikaner_innen offen gelebter Homosexualität weiterhin ablehnend gegenübersteht, scheint in den letzten zehn Jahren ein gesellschaftlicher Wandel

begonnen zu haben. Gruppen wie J-FLAG können offener arbeiten und auf das politische Geschehen der Insel einwirken. Stimmen, die sich gegen die Illegalität von Homosexualität wenden, werden lauter und im Wahlkampf 2011 äußerte die jetzige Premierministerin, Portia Simpson-Miller, den Vorsatz, das Gesetz gegen Analverkehr überdenken zu wollen. Bedauerlicherweise ist bis zum Erscheinen dieses Artikels aber kein ernsthafter Schritt zur Abschaffung der „Buggery Laws“ unternommen worden.

Auch die Populärkultur finden Veränderungen statt. So kritisiert die Sängerin Tanya Stephens seit Jahren Homophobie und Rassismus mit ihren Songs und Performances. Ferner hat Beenie Man, der einst für seine homophoben Texte heftig in der Kritik stand, im Sommer 2012 in einem Videostatement bekannt gegeben, keine anti-homosexuellen Lieder mehr aufführen zu wollen. Auch wenn bei der Entscheidung unumstritten internationale Konzerteinnahmen eine bedeutende Rolle spielten, hatte zuvor kein anderer Dancehall-Star den Mut zu solch einem Schritt gehabt. Seit den internationalen Protesten hat

die Anzahl an gewaltverherrlichenden Songs gegen Homosexuelle stark nachgelassen. Öffentliche „Soundclashes“ finden in Jamaika im Gegensatz zur deutschen Szene teilweise ohne homophobe Äußerungen statt, und Künstler_innen mit ambivalenter Geschlechtsidentität, wie der berühmte Schauspieler Keith „Shebada“ Ramsay, erfreuen

sich mittlerweile einer großen Popularität durch alle Gesellschaftsschichten.

Alltägliche Ängste

Nichtsdestotrotz ist der Weg zur vollständigen gesellschaftlichen Akzeptanz von Homosexuellen in Jamaika noch weit. Erst Anfang November 2012 kam es an der University of Technology in Kingston zu einem Angriff auf zwei Studenten, die in einer Umkleidekabine vorgefunden und für homosexuell gehalten wurden. Sie wurden daraufhin von einem Mob attackiert und im umstellten Wachhaus der Campus-Security, in das sie fliehen konnten, vom Sicherheitspersonal misshandelt. Der Vorfall hat auf Jamaika eine erneute Debatte um Homophobie ausgelöst. J-FLAG-Sprecher Dane Lewis verurteilte den Übergriff auf das Schärfste und mahnte die



Make some Noise
Tanya Stephens
auf dem Chiemsee
Reggae Summer
2012

Patrick Helber
*ist wissenschaftlicher
Mitarbeiter am Insti-
tut für Trans-
kulturelle Studien
der Universität
Heidelberg. Er
arbeitet an seiner
Promotion über die
Kontroverse um
homophobe Dance-
hall-Lyrics in den
jamaikanischen
Printmedien und ist
aktiv beim Scampy-
lama Soundsystem.*

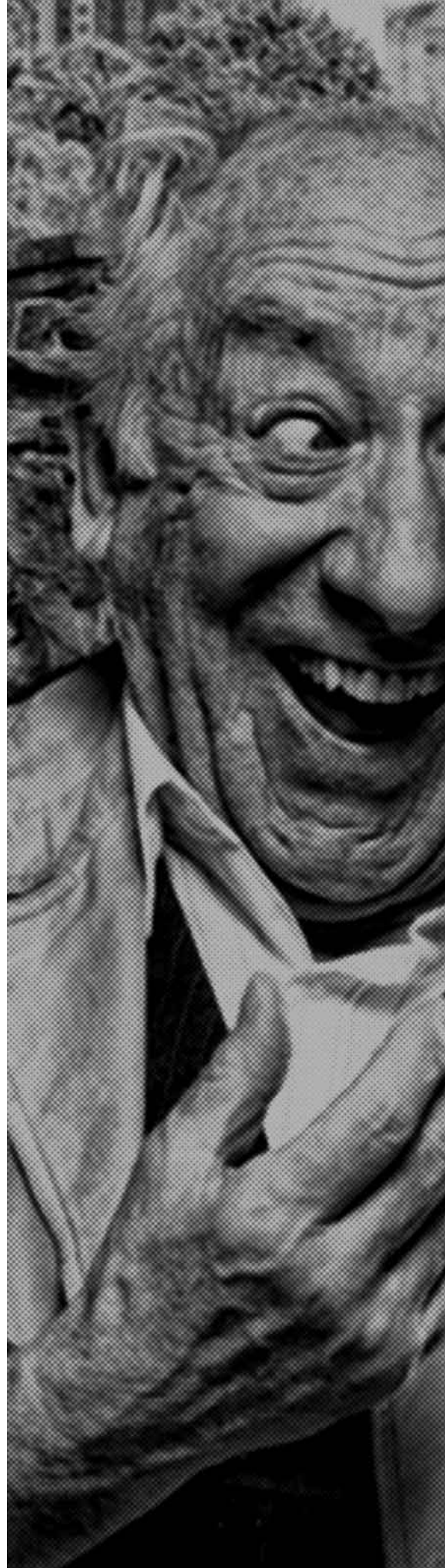
Regierung, endlich mehr für die Rechte der Homo-
sexuellen auf der Insel zu unternehmen. Das
beteiligte Wachpersonal wurde inzwischen fristlos
entlassen. Ob tatsächlich auch politische Konsequen-
zen aus dem homophoben Übergriff gezogen
werden, ist bislang aber noch unbekannt.


Der Alltag von homosexuellen Jamaikaner_innen
bleibt weiterhin geprägt von innerer Zerrissenheit
und Ängsten. Eine lesbische Mädchen aus Vineyard
Town, einem Stadtteil im Osten von Kingston, äußert
im Gespräch deutlich ihren Traum, die Insel eines
Tages zu verlassen: „Trust me, if I could travel and go
to a place where lesbians and homosexuals are
legalized [...] trust me I would take the first plane
and buy the first ticket.“ <

¹ LGBTI ist die Abkürzung für Lesbian, Gay, Bi-Sexual, Trans-
gender und Intersexual.

² „Patwah“ beziehungsweise „Jamaican Creole“ wird die
Sprache genannt, die sich unter den Nachkommen der aus
Westafrika verschleppten Sklav_innen in Jamaika entwickelt
hat. Der Großteil der Jamaikaner_innen wächst zweisprachig
auf. Das Englisch der ehemaligen Kolonialmacht ist aber bis
heute die einzige offizielle Landessprache. Sie dient als Marker
für sozialen Status und Klassenzugehörigkeit. Die
gesellschaftlichen Eliten grenzen sich bewusst durch den Ge-
brauch von Standardenglisch von einer lediglich Patwah oder
Patwah-Englisch-Mischformen beherrschenden Unterschicht
ab. Dancehall-Musik, die primär auf Patwah zurückgreift, hat
zusammen mit der Verwendung in der Literatur zu einer in-
ternationalen Aufwertung der ansonsten häufig als „broken
English“ diskreditierten Sprache geführt.

³ „Babylon“ ist der Ausdruck, mit dem Anhänger_innen von
Rastafari sowohl weiße Vorherrschaft und andauernden Ras-
sismus, als auch ihr erzwungenes Dasein in der Schwarzen
Diaspora beschreiben. Der Begriff entstammt einer Schwarzen
antikolonialen Interpretation des Alten Testaments., welche die
Deportation und Versklavung von 12 Millionen Afrikaner_in-
nen mit der babylonischen Gefangenschaft der Israelit_innen
in Verbindung setzt. <





**„Auch wenn es nicht aus
bösen Absichten erfolgt,
ist es rassistisch“**

Nonstopp Nonsense

Dieter Hallervorden und Joachim Bliese in
„Ich bin nicht Rappaport“ im Schlossparktheater Berlin



Blackfacepalm
es ist zum Haare raufen...

Voriges Jahr entzog der US-amerikanische Dramatiker Bruce Norris dem Deutschen Theater Berlin die Aufführungsrechte für sein Stück „Clybourne Park“. Anfang 2012 sorgte die Inszenierung des Stückes „Ich bin nicht Rappaport“ am Berliner Schlossparktheater für hitzige Debatten. Ausgangspunkt war in beiden Fällen das Blackfacing von Schauspieler_innen. Till Schmidt sprach mit Atif Hussein von der Initiative Bühnenwatch, die sich für ein Ende rassistischer Praktiken an deutschen Theatern einsetzt.

Herr Hussein, was ist das eigentlich, Blackface?

Blackface oder Blackfacing, das ist das Schwarzschildern von Weißen Performer_innen, etwa für die Theaterbühne oder den Film. Dieses Stilmittel ist eine rassistische und diskriminierende Darstellung Schwarzer, die eine kolonialhistorische Vergangenheit hat. Der historische Rassismus bestand ja nicht nur in Ausbeutung und Völkermord in den Kolonien, sondern auch in zahlreichen diskriminierenden Praktiken, Begriffen und Bildern, die seit dem 17. Jahrhundert kontinuierlich in Deutschland gebraucht werden, um Schwarze Menschen zu beschreiben und darzustellen. Entscheidend ist nun nicht, wie die Verwendung von Blackface gemeint ist. Selbst wenn der Rückgriff auf dieses Stilmittel

nicht aus bösen Absichten erfolgt, ist es eine rassistische, verletzende Praxis.

Im Theater wurde und wird Blackface für zweierlei benutzt: Zum einen, um sich durch stereotype Darstellungsweisen über Schwarze Menschen lustig zu machen, zum anderen, um Figuren, die so geschrieben worden sind, äußerlich zu markieren. Letzteres wurde mit dem Einzug des sogenannten

Realismus in das Theater, also seit etwa Ende des 19. Jahrhunderts, in Deutschland gängige Praxis. Nach wie vor sind viele Theater-schaffende der Ansicht, dass Blackface eine Tradition sei, die es so schon immer gab und die fest zum Kanon der Theaterzeichen gehöre. Die Initiative Bühnen-watch setzt sich indes dafür ein, dass Blackfacing an deutschen Theatern nicht mehr praktiziert wird.

Wie ist das Blackfacing historisch entstanden?

In den USA entwickelten sich ab dem 19. Jahrhundert aus der schon zuvor existierenden Praxis des Blackface sogenannte Minstrel-Shows, große Showformate, die auf Musik und Tanz basierten. Sie waren eine der beliebtesten Unterhaltungsformen und dienten

dazu, das Selbstwertgefühl des Weißen Publikums zu heben. Man machte sich dort in essentialistischer Manier über Schwarze Menschen lustig, sie wurden so dargestellt, als seien sie den ganzen Tag lustig und sangen immer nur herum. Die Popularität der Minstrel-Shows wuchs noch einmal, als sie nach der nominalen Abschaffung der Sklaverei in den USA sozialpolitisch eingesetzt wurden – als Entgegnung auf die dadurch erfolgte Degradierung der

Weißen lohnabhängigen Bevölkerung.

Später wurden die Minstrel-Shows zum Selbstläufer und zogen von den USA aus große Kreise durch die Welt. Nicht nur, dass Kompanien durch Europa tourten, auch dort entstanden eigene Formen der Minstrel-Shows. Eine äußerst erfolgreiche Unterhaltungsshow war zum Beispiel „The Black and White Minstrel Show“, die von 1958 bis 1978 in der BBC ausgestrahlt wurde.

Nach den Gründen für die Verwendung des Stilmittels Blackface gefragt, wird oftmals behauptet, es gebe in Deutschland einfach nicht genügend Schwarze Schauspieler_innen. Sind das eigentliche Problem aber nicht die Besetzungspolitik und Anstellungsverhältnisse in den deutschen Theaterinstitutionen?

In Berlin, der Stadt mit den meisten staatlichen und städtischen Theatern, gab es mit Michael Klammer für die Dauer von sechs Spielzeiten genau einen fest angestellten Schwarzen Schauspieler. Er spielte am Maxim Gorki Theater von 2006 bis 2012 eine bedeutende Anzahl von Haupt- und wichtigen Nebenrollen – sowohl in Gegenwartsstücken als auch im klassischen Stückkanon, etwa in „Amphitryon“, „Die Räuber“ oder „Früchte des Zorns“. Ich erwähne das, weil es zeigt, dass die Hautfarbe eines Menschen keinerlei Bedeutung für die Interpretation von Theaterfiguren



Andreas Döhler, Peter Moltzen als Fadoul und Elisio in „Unschuld“



Chico, Thalia Theater Hamburg



Salzburger Festspiele 2012 Monostatos, Königin der Nacht



Eva Braun als Al-Jolson aus „The Jazz-Singer“ verkleidet



Atif Hussein arbeitet als Bühnenbildner und Regisseur. Seit Februar 2012 ist er für die Initiative Bühnenwatch aktiv.

hat. Genauso wenig hat die Hautfarbe eines Menschen Bedeutung für die Ausübung irgendeines anderen Berufes.

Viele Theaterschaffende und Zuschauer_innen konstruieren beziehungsweise rekonstruieren aber eine Bedeutung. Über Jahrhunderte wurde ein Kanon erschaffen, der klärt, was deutsch ist und was nicht, wer „das Deutsche“ repräsentiert und wer nicht. Daraus ist eine Definitionsmacht entstanden, mit der sich auch heute sehr bequem entscheiden lässt, wer dazu gehört und wer nicht. Trotz des in der Verfassung verankerten Diskriminierungsverbotes lebt Rassismus in allen Lebensbereichen fort. So eben auch im institutionellen Theater. Es ist anstrengend, kraft- und zeitraubend, sich des eigenen rassistischen Verhaltens bewusst zu werden. Deshalb lehnen die meisten Theaterleiter_innen und Theaterschaffenden eine Beschäftigung damit rundheraus ab. Sie verweisen stattdessen auf ihre liberalen, weltoffenen Überzeugungen.

Es ist nicht einfach, nachzuweisen, dass es eine bedeutende Anzahl talentierter Schwarzer Schauspieler_innen in Deutschland gibt, wenn sie strukturell von den Bühnen ferngehalten werden. Dea Loher, Autorin von „Unschuld“ (2003), schreibt ihrem Stück voran: „Wenn Elisio und Fadoul mit schwarzen Schauspielern besetzt werden, dann bitte, weil es ausgezeichnete Schauspieler sind, nicht, um eine Authentizität zu erzwingen, die unangebracht wäre. Ansonsten keine ‚Schwarz-Malerei‘, lieber die Künstlichkeit der Theaterrmittel durch Masken o.ä. hervorheben.“

Interessant ist: Für die anderen Rollen in ihrem Stück macht sie keinerlei Besetzungswünsche oder Darstellungsvorschläge. Und das, obwohl eine der Figuren blind sein soll und eine andere etwa eine Prostituierte. Das bedeutet nichts anderes, als dass Weiße Schauspieler_innen grundsätzlich unmariert sind, also grundsätzlich alles spielen können und sollen. Schwarze Schauspieler_innen müssen hingegen „ausgezeichnet“

„Maskenbildner_innen lernen in Deutschland während ihrer Ausbildung auch ‚ethnisches Schminken‘“

sein. Das ist, um es deutlich zu sagen, Rassismus in reinster Form. Maskenbildner_innen lernen in Deutschland während ihrer Ausbildung im Übrigen auch „ethnisches Schminken“.

Blackface ist also auch ein probates Mittel zur Exklusion?

Ja. René Pollesch beantwortet die Frage zur Auseinandersetzung mit Rassismus im deutschen Theater beziehungsweise in Theatern im deutschsprachigen Raum wie folgt: „Es spielt keine Rolle, ob unsere besten Freunde Migranten sind, wenn wir Hamlet, damit er ‚richtig‘ verstanden werden kann, nicht mit einem Schwarzen besetzen. Das Problem des Rassismus ist in erster Linie das Problem der Repräsentation. Vor allem im Theater. Gerade gab es eine Debatte, ob es rassistisch ist, wenn ein weißer Schauspieler schwarz angemalt wird, um eine schwarze Figur zu spielen. Es ist aber auch rassistisch, die Minirolle eines Türken im Stück mit einem türkischen Schauspieler zu

besetzen. Dem Repräsentationstheater, damit meine ich das klassische Dialogtheater, geht es um universelle Lesbarkeit. Aber wenn in einer Szenenanweisung von Samuel Beckett steht: ‚Ein Mensch betritt die Bühne‘, hat man automatisch einen weißen heterosexuellen Mann vor Augen. Das ist das Problem.“ Die Besetzungspolitiken und Anstellungsverhältnisse in den deutschen Theaterinstitutionen leiten sich also direkt aus dem Festhalten an der Definitionsmacht ab. Und wie überall sonst auch, sind Rassismus und das Verwenden rassistischer Stilmittel ein probates Werkzeug zur Erhaltung der Macht.<

¹ Die Figuren Elisio und Fadoul stellen in „Unschuld“ zwei illegalisierte Immigranten dar. Das Stück spielt in einer nicht näher bestimmten europäischen Hafenstadt und umfasst dem Presstext des Deutschen Theaters Berlin zufolge „ein Panoptikum von Figuren und Geschichten vom Rand der Gesellschaft“

Bühnenwatch ist ein Zusammenschluss von Aktivist_innen of Color, Schwarzen und Weißen Aktivist_innen. Die Gruppe ist aus den Auseinandersetzungen um die Blackface-Inszenierung und anschließende Debatte am Berliner Schlossparktheater hervorgegangen. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, rassistische Praktiken an deutschen Bühnen zu beenden. Weitere Informationen finden sich auf <http://buehnenwatch.com/>



Shoah-Geschichten zum Wohlfühlen



Verwandlung
gegen die Mimikri der Täter in ihre Opfer

Zur Kritik der Holocaust-Repräsentation in Film, Fernsehen und Gegenwartsliteratur. Von Jan Süselbeck

Deutschland ist und bleibt Exportweltmeister – zumindest mit Hilfe von Büchern und Verfilmungen deutscher Schicksale, die das Bild des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkriegs und der Shoah global modifizieren. Seit den 1990er-Jahren wurde in diesen Darstellungen immer dränger betont, dass auch die Deutschen zu „Opfern“ des von ihnen selbst geplanten und durchgeführten Vernichtungskrieges und des Judenmordes geworden seien. Durch die in der Regel dekontextualisiert aufgerufene Geschichte der Vertreibungen Deutscher aus den Ostgebieten, der Vergewaltigungen deutscher Frauen durch die Soldaten der Roten Armee oder auch des alliierten Bombenkriegs gegen die NS-Zivilbevölkerung schuf man emotionalisierende Erzählungen eines nationalen Leids, dessen historische Kausalität ausgeblendet wurde. Um dazu ein polemisches Bild von Hermann L. Gremliza zu paraphrasieren, das die tendenzielle Unverhältnismäßigkeit dieser Klagen radikal zuspitzt: Nach dem „Mauerfall“ betonte man vor der Jahrtausendwende in Deutschland ganz einfach immer lauter und unverblümt, dass es doch auch sehr weh getan habe, als sich Großvater „damals“ beim Schließen der Gaskammertür einmal den Finger einklemmte.

Doch damit nicht genug. Die unangemessenen Vergleiche und Aufrechnungen deutschen Leids mit deutscher Schuld, welche mit einer nachvollziehbaren Logik von Ursache und Wirkung beziehungsweise mit historischer Korrektheit nichts zu tun haben, gereichen mittlerweile sogar dazu, die Tatsache der Ermordung von sechs Millionen Jüdinnen und Juden

hinter den vielen unbestreitbaren Problemen, die für die Deutschen am Ende daraus folgten, mehr und mehr *verschwinden* zu lassen. Die deutsche Literatur- und Filmkritik aber tat sich bezeichnenderweise schwer damit, solche ästhetischen „Schlussstrich“-Suggestionen in Frage zu stellen. Es mussten stattdessen immer erst Kritikerinnen und Kritiker aus dem Ausland kommen, und zwar meist aus den USA, um solche Strategien beim Namen zu nennen. Und es mussten vor allem jüdische Publizistinnen und Publizisten auf ihre Perspektive der Sachlage aufmerksam machen, bevor man hierzulande mit großem Erstaunen entdeckte, dass man gewisse Dinge, die die Shoah betreffen, auch heute immer noch ganz anders sehen könne, als man es in Deutschland längst für ausgemacht hielt.

Kate Winslets tröstende Tränen

Einer dieser verdienstvollen Kommentatorinnen und Kommentatoren heißt William Collins Donahue. Er gehört zu den wenigen mutigen Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftlern, die den deutschen Exportschlager schlechthin, Bernhard Schlinks internationalen Bestseller mit dem unscheinbaren Titel „Der Vorleser“ (1995), auf Anhieb zu kritisieren wagten. 2011 hat Donahue noch einmal eine ganze Monografie nachgelegt, die seine skeptischen Analysen von Schlinks gesamten „NS-Romanen“ und ihrer Verfilmungen bündelt, sie weiter vorantreibt und insbesondere aus der Perspektive der spezifischen US-Rezeption des „Vorlesers“ aktuell

einordnet. Das im Bielefelder Aisthesis Verlag erschienene Buch, welches wohl kaum viele Leserinnen und Leser erwarten darf und von der hiesigen Germanistik wahrscheinlich ignoriert werden wird, trägt den polemischen Titel „Holocaust Lite“. Sein Cover zielt eine treffende Nahaufnahme, die uns auf Anhub vergegenwärtigt, mit welcher offensichtlich unbesiegbaren Übermacht an melodramatischer Emotionalisierungskraft es die Zuschauerinnen und Zuschauer speziell im Fall von Stephen Daldrys Schlink-Verfilmung „The Reader“ (2008) zu tun haben. Das Foto zeigt die hemmungslos weinende Schauspielerin Kate Winslet – jene für diese steinerweichende Mimerei auch noch mit einem Oscar prämierte Schauspielerin, die in Daldrys Film die NS-Täterin Hanna Schmitz als erotische Badewannen-Nixe par excellence spielt.

Es handelt sich schon in Schlinks Roman um eine Figur, die aufgrund ihrer „mangelnden Bildung“ und beruflichen Chancenlosigkeit bereitwillig in die SS eintritt und schließlich in Auschwitz ihren „Dienst“ tut. Schlinks Erzähler stellt es so dar, als sei Hanna in diesen „Beruf“ gewissermaßen „hineingeschlittert“ – ein „Engagement“, das übrigens in dieser Formation historisch überhaupt nicht möglich gewesen wäre, denn Frauen in der SS gab es nicht, und erst Recht wohl kaum solche, die auch noch einen Vornamen hebräischen Ursprungs trugen. Schon allein diese plumpe nominelle Vertauschung der Sphären von jüdischen Opfern und NS-Täterinnen und -Tätern im Holocaust, für die Hannas Vorname steht, sollte deutlich machen, mit welchen Holzhammer-Methoden Schlinks „subtile“ Leser-Überzeugung tatsächlich funktioniert. Hanna wird im Roman als KZ-Täterin zusammen mit anderen schuldig an den Qualen der jüdischen Opfer eines Todesmarsches in den letzten Kriegstagen vor dem Mai 1945 – auch wenn die Fliegerbombe, die eine Kirche in Brand setzt, in der Hanna und ihre „Kolleginnen“ ihre Gefangenen eingesperrt haben und nach dem Angriff bei lebendigem Leibe verbrennen lassen, „zufällig“ von den Alliierten abgeworfen wird: Wirklich Schuld an allem hat also auch hier bei näherer Betrachtung nur der angloamerikanische „Bomben-Holocaust“.

„Monumentale Buße“

Sowohl im Roman als auch in seiner Verfilmung legt die Darstellung dieses Falles nahe, Hanna als arme, bemitleidenswerte Analphabetin anzuerkennen, die sich aus Scham wegen ihres Handicaps vor Gericht gar nicht richtig verteidigen könne und wolle. Als zentrales Beweisdokument wird ihr ein manipulierter

Bericht der Ereignisse zur Last gelegt, den Hanna überhaupt nicht selbst hätte verfassen können. Die Leserin oder der Leser aber möchte hier ebenso wie Zuschauerin und Zuschauer gewissermaßen vor lauter innerer Erregung über so viel himmelschreiende Ungerechtigkeit aufspringen und der Angeklagten im Gerichtssaal laut zurufen: „Nun sag es ihnen doch endlich, Hanna, dass du es in Wahrheit gar nicht gewesen sein *kannst!*“ Doch die stellvertretend für „uns alle“ angeklagte Protagonistin nimmt stattdessen wie eine weibliche „Jesusfigur“ selbstlos alle Schuld ihrer Mittäterinnen auf sich – und entlastet damit in der Suggestion des Romans auch alle Nachgeborenen der „NS-Generation“, also seine Leserinnen und Leser, von jeder weiteren selbstquälerischen Beschäftigung mit der unverjährbaren Schuld des Holocausts. Der Fall ist bei Schlink damit erledigt, und das Publikum darf aufatmen: Um noch einen drauf zu setzen, lässt der Autor seine Figur in der darauf folgenden lebenslangen Haft fleißig alle verfügbare historiografische Literatur über den Holocaust lesen und sich nach dieser „monumentalen Buße“ wie eine Märtyrerin in ihrer Zelle erhängen. Damit ist die „Akte Hanna Schmitz“ endgültig geschlossen und gibt Raum für die bauernschlaun Bezweifelungen des deutschen Projekts der „Vergangenheitsbewältigung“ durch Schlinks Protagonisten Michael Berg.

Verflucht durch „jüdische Unversöhnlichkeit“

Sich selbst wie Schlinks Protagonist Michael Berg als „sekundäres Opfer“ des Holocausts darstellen zu können, erleichtert offenbar ungemein: Es mögen schlimme Dinge geschehen sein, aber man habe damit nun einmal überhaupt nichts zu tun gehabt und sei dennoch unfreiwillig in die zermürbenden Folgeprozesse hineingezogen worden, weswegen man nunmehr auch schon selbst ungeheuer viel mitgemacht habe und es damit auch einmal gut damit sein müsse – so in etwa ließe sich die Denkfigur wiedergeben, die mittlerweile nicht nur in Deutschland, sondern international Schule gemacht zu haben scheint. Denn Michael Berg, dieser unschuldige Prototyp des „missbrauchten Nachgeborenen“, der trotz aller anfänglichen Lust an der Affäre mit Hanna schließlich das Nachsehen hat, trägt aus seiner amour fou eine lebenslängliche Sexualneurose davon – was ihm im Roman übrigens auch noch ausgerechnet eine Jüdin bescheinigen darf.

Die Erkenntnis, dass man ganz einfach aufhören müsse, dieses ganze historische Verbrechen zu diskutieren und seine Ursache zu ergründen, weil das zu nichts als weiterem Leid und ungerechten

Vorverurteilungen zu führen vermöge, entlastet auch die Rezipientinnen und Rezipienten des Romans und macht eine „entrückte“ Darstellung des Zweiten Weltkrieges, wie sie Schlink damit geradezu prototypisch geschrieben hat, laut Donahue so reizvoll:

„Denn auf diese Weise wird der Roman zu einem, in dem es in erster Linie um *uns* geht – was erklärt, warum nicht nur Deutsche, sondern auch Amerikaner, im Grunde genommen Leser auf der ganzen Welt, diesen Roman so attraktiv finden.“

Das Geheimnis der „Wechselrahmung“

Auch Tobias Ebbrecht hat in seiner Berliner Dissertation über „Filmische Narrationen des Holocausts“ eine neue „transnationale“ Perspektive in einer „sich globalisierenden Erinnerungskultur“ ausgemacht: „Der Mord an den Jüdinnen und Juden und die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs werden zunehmend vom nationalen Bezugsrahmen der Erinnerung abgelöst diskutiert und gedeutet. Die globalen Produktionsprozesse haben nicht nur ökonomisch zu einer engeren Verflechtung geführt, sondern auch eine transnationale Geschichtsästhetik geschaffen, in der sich gegenläufige nationale Gedächtnisse entweder aneinander reiben oder harmonisierend auf einander bezogen werden.“

Gerade Letzteres haben deutsche Produktionen mit merklich gewachsenem Know-how in Angriff genommen. So muss man konstatieren, dass die mediale Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und die Shoah mittlerweile mehr von fiktionalen Inszenierungen moduliert wird als von historischen Fakten. Nicht mehr große geschichtliche Zusammenhänge werden also in den neuen Doku-Fiktionen, Film- und Kinobearbeitungen von Themen aus der Zeit der Shoah erörtert, sondern hauptsächlich schöne „Herz-Schmerz“-Geschichten wie bei Schlink. Erzählt wird also mittels einer Konzentration auf einige wenige „Schicksale“, die nach allen Regeln der melodramatischen Konventionen Hollywoods auch in Deutschland zusehends professioneller produziert werden – wie etwa das von Roland Suso Richter inszenierte Bombenkriegsdrama „Dresden“ gezeigt hat. Es wurde im Jahr 2006 zur besten Sendezeit im ZDF ausgestrahlt, nach den Worten des Historikers Dietmar Süß als eine „Seifenoper im Rosamunde Pilcher-Format, mit deutsch-britischem Happy End und inszeniert als politisch-korrekt-er Versöhnungsakt über den Dächern der Stadt“.

Die neuen Doku-Fiktionen, Film- und Kinobearbeitungen von Themen aus der Zeit der Shoah sind hauptsächlich schöne „Herz-Schmerz“- Geschichten

Derartige „politisch korrekte“ Angebote, ja selbst die explizite Thematisierung der Shoah im Zweiteiler „Dresden“, werden dabei von der großen Emotionalisierungskraft audiovisueller Inszenierung überlagert, wie auch Antonia Schmid in dem empfehlenswerten Band

„Deutschlandwunder. Wunsch und Wahn in der postnazistischen Kultur“ (2007) einleuchtend herausgearbeitet hat. „Abgesehen von der Frage, welche historischen Inhalte ein Film überhaupt repräsentiert, ist gleichwohl die Art und Weise ihrer Darstellung entscheidend. Die Form bestimmt in nicht zu unterschätzender Weise den Inhalt: Durch audiovisuelle Strategien, die im Vergleich zu geschriebenem oder gesprochenem Text eine weitaus höhere Emotionalisierung erzeugen, kann das filmische Medium Topoi reproduzieren, die auf einer vorbewussten Ebene über eingestreute Fakten dominieren“, erklärt Schmid. „Words cannot balance pictures: Die Gesamtkomposition eines Films bestimmt seine Rezeption insofern, dass ein Stereotypmuster, wie es auch das Melodram vorlegt, wahrnehmungsleitende Signale setzt, die eine Erzählung vorstrukturieren.“

Solche Streifen bedienen sich darüber hinaus der von Harald Welzer als „Wechselrahmungen“ bezeichneten Strategie, deutsche Opferfiguren mit Darstellungskonventionen zu inszenieren, welche bereits als solche ins öffentliche Gedächtnis eingegangen sind, und die eigentlich auf ganz andere historische Narrative verweisen – vor allem aber auf die Shoah. Zum einen wird der Bombenangriff auf Dresden in Richters Film auf der visuellen Ebene massiv mit sakralen und christlichen Motiven kombiniert, in deren Zentrum die Frauenkirche als „intertextuelles Kollektivsymbol für das Leiden der Deutschen“ avanciert und diese als Märtyrer einer regelrechten „heiligen Passion“ und einer monumentalen Feuer-„Katharsis“ erscheinen lässt.

Analogisiert und entkontextualisiert

Darüber hinaus taucht das jüdische Mädchen mit dem roten Mantel, das in Steven Spielbergs Holocaust-Film „Schindler's List“ (1993) wie durch ein Wunder unbehelligt durch ein Massaker im Krakauer Ghetto läuft, nach Schmidts frappierender Beobachtung in „Dresden“ in Person der deutschen Protagonistin Anna wieder auf, die in einem roten Kleid durch die Trümmerwüste der zerbombten Stadt geht. Ein irreführenderes symbolisches Bild der wundersamen



Der Untergang
und Dresden

Wandlung der Deutschen vom „Täter“- zum „Opfer-volk“ im Angesicht eines „Bomben-Holocausts“ in „Dresden“ ist kaum noch denkbar: So entsteht eine ganz neue Form einer medial vermittelten Läuterung durch die Inszenierung einer Apokalypse, neben der die (im Film nicht einmal verschwiegene) Shoah zur bloßen Fußnote der Geschichte herabgestuft wird. Der Holocaust liefert hier lediglich noch die notwendigen visuellen Rahmungen, um emotionale Reflexe abzurufen, die tatsächlich in einen ganz anderen historischen Kontext gehören, wie Schmid unterstreicht: „Die Verwendung solcher im kollektiven Gedächtnis verankerter Sekundärbilder des Holocausts für deutsche Opfernarrative ist symptomatisch für den neuen Opferdiskurs. Darüber hinaus wird diese Analogisierung [in „Dresden“, J.S.] mit Bildern des Abtransports von Leichen kombiniert, die ebenfalls zum, der Ikonografie von Holocaustrepräsentationen entnommenen, kulturellen Bildrepertoire der Opferschaft gehören. Dass diese Einstellungen am Ende des Films stehen, entspricht der vom Läuterungskonzept geleiteten Entwicklung der Figuren, die, durch den ‚Feuersturm‘ zum Opfer geworden, ‚gereinigt‘ in die Zukunft entlassen werden.“

Schmid hat in ihrem Beitrag eindringlich herausgearbeitet, wie die Kriege der Deutschen auf diese paradigmatische und symptomatische Weise in „Dresden“ ganz einfach entkontextualisiert werden. Es findet eine schlichte „Entkoppelung individueller Geschichte von gesellschaftlichen Zusammenhängen“ statt, die „eine Revision ihrer Kausalzusammenhänge und die Infragestellung der Legitimität unliebsamer Konsequenzen“ ermöglicht, welche nun einmal in der historischen Realität durchaus daraus resultieren können, dass man einen Weltkrieg anzettelt, ganz Europa in Schutt und Asche legt und seine jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner komplett zu liquidieren versucht, zusammen mit Millionen weiterer als „Untermenschen“ eingestuft „Feinde“. In „Dresden“ wird so jedoch alles mit allem vergleichbar beziehungsweise so getan, als könne die Bombardierung Dresdens das Verbrechen von Auschwitz wie eine reinigende Form der Buße einfach abgelenken oder sich sogar als zentrales Verbrechen des 20. Jahrhunderts an die Stelle des Holocausts setzen lassen.

„Superzeichen“ des Holocausts als neue Mahn-Symbole deutschen Leids

Hinzu kommen Strategien der „Authentizitätserzeugung“, die geschickt von den Konventionen des Hollywoodkinos der 1990er-Jahre abgeschaut werden. Ähnlich wie in Oliver Hirschbiegels Film „Der Untergang“ (2004) wird auch in „Dresden“ die „authentische“ Rahmung des Films (das Zeigen von dokumentarischen Bildern historischer Überlebender der Apokalypse am Ende des Films) aus Steven Spielbergs „Schindler's List“ übernommen, wo sich diese Inszenierung

allerdings auf das Gedenken jüdischer Holocaust-Opfer bezieht. Laut Ebbrecht kopiert dagegen Hirschbiegels Hitler-Klamotte mit Bruno Ganz in der Hauptrolle ganz einfach Spielbergs Erzählrahmen, in welchem reale Holocaust-Überlebende am Grab Oskar Schindlers zu sehen sind, um an ihre Stelle ein Interview mit Hitlers ehemaliger Sekretärin Traudl Junge zu setzen. Der Regisseur überträgt so die aufwühlende „Authentizität“ einer Familien- und Rettungsgeschichte Überlebender der Shoah umstandslos auf die Sphäre der deutschen NS-Täterinnen und -Täter. Eine vergleichbare „Wechselrahmung“ liegt laut Ebbrecht auch in der Szene von „Der Untergang“ vor, in der Corinna Harfouch als Magda Goebbels ihre Kinder in einer Kammer mit Stockbetten vergiftet: Dieses quälend lang ausgespielte Motiv erinnert unwillkürlich an bekannte Fotos aus KZ-Baracken und rückt mittels der Zitation solcher zu „Superzeichen“ der Shoah avancierter Requisiten die Töchter einer der mächtigsten NS-Familien in einen visuellen Symbolraum, der sie im Rahmen eines „heiligen Abendmahls“ zu sakralisierten Opfern des Holocausts avancieren lässt.

Nach der Hypothese des Filmwissenschaftlers Jens Eder fühlen wir in derartigen Fällen nicht unbedingt mit, aber „für“ solche filmische Figuren und „reagieren mit Emotionen der Freude oder Erleichterung, des Mitleids oder Bedauerns auf Ereignisse, die positive oder negative Konsequenzen für die wohlverstandenen Interessen (*needs*) der Figuren haben“. Ebbrecht führt dazu weiter aus: „Auf diese Weise nehmen wir durch die Figuren, die Figurenzeichnung und die Figurenkonflikte auch die historischen Ereignisse wahr. Elemente aus Filmen über den Holocaust vermischen sich dabei mit Genreeffekten und Versatzstücken aus den tradierten Familiengeschichten über den Zweiten Weltkrieg. So

werden über die Figuren bestimmte Geschichtsbilder vermittelt. Die Übernahme von Opferzuschreibungen aus filmischen Erzählungen über den Holocaust und ihre Überschreibung durch deutsche Opfer- und Heldenfiguren ist darin von zentraler Bedeutung.“ Welche Folgen dies zeitigen kann, zeigt nicht zuletzt die Rezeption Schlinks in Deutschland und den USA. Zufrieden stimmt es allerdings, dass die Kritik solcher Diskurse mit Donahue oder auch Autoren wie Ebbrecht kluge und wache neue Vertreter gefunden hat. Man sollte ihre Analysen lesen und dringend weiter empfehlen. Mehr kann man, so wie es aussieht, im Moment kaum noch tun.<

Dieser Artikel ist eine redaktionell bearbeitete Fassung eines gleichnamigen Essays, der im Juli 2011 im Magazin „Opak“ erschienen und in einer längeren Version auf www.literaturkritik.de zu finden ist.

Jan Süsselbeck
arbeitet als Literaturwissenschaftler an der Universität Marburg und an der Universität Siegen. Im Wallstein Verlag wird 2013 seine Habilitation „Im Angesicht der Grausamkeit. Zur Emotionalisierungsästhetik literarischer und audiovisueller Kriegsdarstellungen vom 19. bis zum 21. Jahrhundert“ erscheinen.

Literatur:

<p><i>William Collins Donahue:</i> Holocaust Lite. Bernhard Schlinks „NS-Romane“ und ihre Verfilmungen. <i>Aisthesis Verlag</i>. Bielefeld 2011. 313 Seiten. 34,80 Euro.</p>	<p><i>kittkritik (Hg.):</i> Deutsch-landwunder. Wunsch und Wahn in der postnazistischen Kultur. <i>Ventil Verlag</i>. Mainz 2007. 233 Seiten. 14,90 Euro.</p>
--	---

Tobias Ebbrecht:
Geschichtsbilder im medialen Gedächtnis. Filmische Narrationen des Holocaust. *Transcript Verlag*. Bielefeld 2011. 351 Seiten. 29,80 Euro.



„Man stößt auf eine beklemmende Leere“

Was ist jüdisch? Caspar Battegay untersucht in seinem Essay „Judentum und Popkultur“ eine Auswahl unterschiedlicher Filme, TV-Serien, Songs und Texte, in denen jüdische Identität auf oft überraschende und spielerische Weise verhandelt wird. Dabei stellt er auch eklatante Unterschiede zwischen US-amerikanischen und deutschen popkulturellen Erzeugnissen fest. Mit dem Autor sprach Till Schmidt



Herr Battegay, zu Beginn Ihres Essays verweisen Sie auf ein Unbehagen, aus dem heraus das Buch entstanden ist. Inwiefern?

Mein Unbehagen richtet sich zum einen gegen das wissenschaftliche Umfeld, in dem ich als Kultur- und Literaturwissenschaftler in den Jüdischen Studien tätig bin, zum anderen gegen das gesellschaftliche, in dem Jüdisches, Jüdisch-Sein und jüdische Identität verhandelt wird. Ich habe immer noch den Eindruck, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im deutschsprachigen Raum zwar sehr differenzierte und gute Forschung betreiben, von den komplexen jüdischen Realitäten aber oft absehen – finden diese nun in Israel, den USA oder in der Bundesrepublik statt. Stattdessen wird oft ein rein historisierender Umgang mit jüdischen Themen

gepflegt. So werden etwa Synagogenbauten, in denen niemand mehr betet, oder bestimmte deutsch-jüdische Periodika, die niemand mehr liest, untersucht. Darüber hinaus richtet sich mein Unbehagen gegen Ästhetisierungen des Judentums, wie sie in Klischees vom „Volk des Buches“ oder vom „jüdischen Humor“ zum Ausdruck kommen. Auch erscheint die Wahrnehmung des Judentums in Deutschland häufig auf den Opferstatus oder den Nahostkonflikt beschränkt. In meinem Buch zeige ich indes parodistische Figuren, ambivalente Bilder, unsichere Identitäten und aufgelöste Stereotype, die alle popkulturellen Erzeugnissen im weitesten Sinn entnommen sind. Mir geht es um eine subversive Lust jenseits lieb gewonnener Konformitäten, mit jüdischer Identität umzugehen.

Woody Allen, Lou Reed, Leonard Cohen, die Coen-Brothers oder Sarah Silverman – fast alle Figuren, die Sie in Ihrem Essay als Protagonistinnen und Protagonisten einer solchen subversiv-jüdischen Popkultur thematisieren, sind US-amerikanische Jüdinnen und Juden. Warum?

Es gibt einige historische Bedingungen, die gegeben sein mussten, damit die Jüdinnen und Juden in Popkultur eintreten konnten. Einige dieser Bedingungen waren in den 1920er Jahren in Deutschland gegeben, und es gab auch Austauschprozesse zwischen Berlin und den Broadway- und Hollywood-Produktionen der 1940er und 50er Jahre. Ein Beispiel hierfür ist der Filmregisseur und Schauspieler Ernst Lubitsch. Doch erst in den USA konnte sich dank einer signifikanten jüdischen



„Vom Ende der 1960er Jahre bis in die 1980er war es häufig die Sehnsucht ‚schwarz zu werden‘, die bei der Figuration einer diasporischen jüdischen Identität eine wesentliche Rolle spielte“

Bevölkerung über die Jahrzehnte auch eine entsprechende Repräsentation in der populären Kultur und in der Popkultur entwickeln.

In den USA hatte sich zum ersten Mal eine kritische Masse eines bürgerlichen, wohlhabenden Judentums entwickelt. In dem Moment, in dem die Jüdinnen und Juden in der US-amerikanischen Gesellschaft angekommen waren, sie sich also mehrheitlich nicht mehr in der Diaspora fühlten und einen Prozess der Verbürgerlichung durchlaufen hatten, traten

– oft jugendliche – Jüdinnen und Juden auf den Plan, die diese Entwicklungen ablehnten. Vom Ende der 1960er Jahre bis in die 1980er war es häufig die Sehnsucht „schwarz zu werden“, die eine gewisse Hipness zu versprechen schien und bei der pop-beziehungsweise jugendkulturellen Figuration einer diasporischen jüdischen Identität eine wesentliche Rolle spielte. Noch Lou Reed, Gründungsmitglied von The Velvet Underground, textete auf seinem 1978 erschienenen Album „Street Hassle“ über eine bluesige Bläserlinie: „I wanna be black, have natural rhythm / Shoot twenty foot of jism¹ too / And fuck up the Jews / I wanna be black, I wanna be a panther / Have a girlfriend named Samantha / And a stable of foxy whores / Oh, oh, I wanna be black!“. Auch wenn es in dieser Zeit sicherlich auch um die Solidarisierung mit einer diskriminierten und pauperisierten

Bevölkerungsgruppe ging, diente die afroamerikanische Minderheit eindeutig als Projektionsfläche.

Wie wurden jüdische Identitäten in der US-amerikanischen Popkultur seitdem verhandelt?

Mel Brooks und Woody Allen waren in den 1970er Jahren die ersten, die offensiv mit ihrer jüdischen Identität umgingen. Heutige Serien wie zum Beispiel die Zeichentrickserie „South Park“ können natürlich nicht mehr das gleiche machen. Auch bei aktuellen Hollywood-Produktionen wird diese Ambivalenz des eigenen Jüdisch-Seins nicht mehr in dem Maß aufgegriffen, wie das noch bei Woody Allen der Fall war: das Schwierige daran, Jude zu sein und damit auch zu hadern, die Mehrheitskultur und die nicht-jüdischen Freunde, die auf einen immer so zu schauen scheinen, als

¹ Jism ist ein Slangausdruck für das männliche Ejakulat.

wäre man der „Erzjude“, der gerade Christus ans Kreuz genagelt hätte.

Man kann sagen, dass es heute um eine Ironisierung dieser Ironisierung geht. In der letzten Staffel der Serie „Sex And The City“ etwa konvertiert Charlotte York, eine schicke und junge Frau mit einem Appartement an der Park Avenue, für ihren reichlich neurotischen und unattraktiven Mann zum Judentum. Dessen Nervosität ist ein ironisches Zitat von Woody Allens ikonischen, zur Schau gestellten Neurosen. Die Herausforderungen, die sich aus der Konversion ergeben, werden in der Serie mit der gleichen Ironie und mit dem gleichen dokumentarischen Interesse behandelt, wie beispielsweise auch der große Altersunterschied in der Beziehung von Samantha Jones zu ihrem jüngeren Freund oder Miranda Hobbes' Affäre mit einem afroamerikanischen Arzt. Ambivalenz gegenüber kultureller und religiöser Identität scheint zwar durchaus noch zu bestehen, aber sie wird als selbstverständlich angenommen. Jüdinnen und Juden sind nicht mehr die paradigmatische Minderheit in einer christlichen Mehrheitsgesellschaft – über die sich diese als christliche versichert –, sondern Teil einer Gesellschaft, die nur noch aus Minderheiten besteht und die alle mehr oder weniger ambivalent mit ihren Identitäten umgehen.

Woody Allen und Mel Brooks sind in gewisser Weise die Großväter von Leuten wie Sarah Silverman, Sacha Baron Cohen oder auch von den acht- bis zehnjährigen Jungs aus der Animationsserie „South Park“.

Berühmt wurde die „South Park“-Folge „The Passion Of The Jew“ (2004). Sie ist eine Satire auf Mel Gibsons Jesus-Film „The Passion Of Christ“ (2004), dem von verschiedener Seite Antisemitismus vorgeworfen wurde. In „The Passion Of The Jew“ sieht sich Kyle Broflovski, der jüdische Charakter der Serie, im Kino Gibsons Film an und gerät in eine Identitätskrise.

„Die in den USA präsenten Arten eines ironischen und freien Spiels mit Identitäten konnten sich in Deutschland nie entfalten“

In der Synagoge möchte er die versammelte Gemeinde überzeugen, sich für die Kreuzigung zu entschuldigen, ähnlich wie es die US-amerikanische Regierung gegenüber der afroamerikanischen Community für das Unrecht der Sklaverei getan habe. Natürlich stößt Kyle auf Empörung, die noch wächst, als er bekennet, unter dem Eindruck von Mel Gibsons Film zu stehen. Der Effekt auf Kyle beweise, dass der Film antisemitische Einstellungen fördere, meint ein Synagogenbesucher. Ein anderer ruft, dass „The Passion Of Christ“ Juden in stereotyper Weise herabsetze, worauf ihm von einem Gemeindemitglied beigepflichtet wird: „Stereotyping Jews is terrible!“ Der Witz bei der Sache ist, dass gerade diese Figur absolut stereotyp dargestellt wird – mit Kippa und einer Hakennase.

Eine in Deutschland undenkbare Szene – oder?

Diese in den USA präsenten Arten eines ironischen und freien Spiels mit Identitäten konnten sich in Deutschland nie entfalten. Bezeichnenderweise wird das selbstverständlich Jüdische vieler

popkultureller Erzeugnisse aus den USA fein säuberlich ignoriert, etwa in Woody Allens Film „Annie Hall“ (1977) oder in Leonard Cohens Gedichtband „Das Buch der Sehnsucht“ (2008), der eigentlich voller jüdischer Symbolik und Thematik ist. In Deutschland scheint man in Alvy Singer, dem Protagonisten aus „Annie Hall“, vor allem die universelle Figur eines Intellektuellen in der Großstadt zu sehen, den „Stadtneurotiker“, wie der Titel übersetzt wurde, und nicht den jüdischen Komiker, als den er sich selbst zu Beginn des Films klar bezeichnet. Diese Universalisierung wird noch beklem-

mender, wenn man weiß, dass bei der deutschen Synchronfassung von „Annie Hall“ auch Schauspieler mitwirkten, die bereits zuvor in Propagandafilmen der Nazis mitspielten.

Statt sich dafür zu interessieren, was Judentum für Jüdinnen und Juden heute bedeuten könnte, möchte man lieber Nazi-Opfer oder israelische Bösewichte und sucht nach Antisemitismus. Denn lebende Juden in ihrer ganzen lebendigen und menschlichen Widersprüchlichkeit scheinen viele Deutsche bis heute an das Faktum des Massenmordes zu erinnern – und stellen deshalb eine genuine Störung der eigenen Identität dar, die es zu vermeiden gilt.

Ist Oliver Polaks Comedy ein gelungener Versuch, mit diesem Makel zu brechen?

Da bin ich mir nicht immer so sicher, schließlich kommt es auch auf die Rezeption des Publikums an. Polak hat einen gewissen Erfolg beim jüdischen Publikum in Deutschland, weil er mit seinem lustvollen Umgang mit den eigenen Problemen anders als alle



Caspar Battegay arbeitet am Zentrum für Jüdische Studien der Universität Basel. 2012 veröffentlichte er im Transcript Verlag „Judentum und Popkultur. Ein Essay“.

anderen zuvor auftritt und damit an die US-amerikanische Tradition des „ethnic humor“ anknüpft. Polaks Nummern erinnern oft an Mel Brooks, da er auf antisemitische Stereotypen Bezug nimmt, indem er sich durch einen ironischen Umgang mit ihnen von ihnen distanziert. Es gibt eine Aufnahme von Oliver Polaks Live-Programm „Jud süß sauer“. Das nicht nur aus Jüdinnen und Juden bestehende Publikum lacht dort wahnsinnig, und ich glaube, viele verstehen einfach nicht, worum es Polak geht. Doch auch wenn es Missverständnisse geben kann, ist es gut, dass es jemanden wie ihn gibt. Ich persönlich finde einige Nummern sehr gelungen, andere weniger. Aber ich bin wohl auch nicht sein Zielpublikum, ähnlich wie bei „The Hebrew Hammer“ (2004), einer jüdisch-amerikanischen Parodie des legendären Blaxploitation-Films „Shaft“ von 1971, die sich vor allem an ein eher pubertäres Publikum richtet. Nichtsdestotrotz sind etwa Polaks Song „Lasst uns alle Juden sein“ (2010) und das dazugehörige Musikvideo genial. Dort geht es auch um die Einforderung von Differenz, womit sich ja auch die deutsche Öffentlichkeit nach wie vor schwer tut.

Wie werden Jüdinnen und Juden in anderen popkulturellen Erzeugnissen aus Deutschland dargestellt?

Oliver Polak ist eine Ausnahmeerscheinung. Leider gibt es keinen jüdischen Filmregisseur, der wie Fatih Akin auf ironische und lustvolle Weise mit Stereotypen spielt. Prägende Produktionen wie die „Tatort“-Folge „Ein ganz normaler Fall“ (2011), Dani Levys Spielfilm „Alles auf Zucker“ (2005) oder Oliver Hirschbiegels „Ein ganz normaler Jude“ (2004) bemühen sich um eine Normalität, die es gar nicht geben kann. Statt dessen bringen sie eher das Bedürfnis nach Normalität zum Ausdruck. Das wirkt immer sehr aufgesetzt. Ein ganz normaler Jude wird sich in Deutschland wohl nie normal fühlen, und ein ganz normaler Deutscher wird gegenüber Jüdinnen und Juden immer merken, wie sehr der Holocaust jegliche Norm für immer aufgehoben hat. Diese Normalitätslosigkeit muss aber nicht heißen, dass sie uns zur Langeweile verdammt. Doch wo in deutschen popkulturellen Erzeugnissen Jüdisches und jüdische Identität verhandelt werden, stößt man in der Regel auf eine beklemmende Leere.<



Unter den Vitrinen

Foto: Natalie Bayer

Mittlerweile stellen immer mehr Museen Migrationsgeschichten aus. Die Debatten und Projekte dazu offenbaren ein unbehaglich realitätsfernes Gesellschaftsbild. Um dem entgegenzuwirken, gilt es, neue Sicht- und Erzählweisen zu etablieren. Von Natalie Bayer

Oben: Präsentation in der U-Bahngalerie Heussallee/Museumsmeile, Bonn 2012

Unten: Passdokumente des „Millionsten Gastarbeiters“, Haus der Geschichte, Bonn



Offizielles
Ausstellungsplakat
der U-Bahngalerie
Heussallee/Museums-
meile, Bonn 2011

Schon das Bonner U-Bahn-Zwischengeschoss der „Heussallee/Museumsmeile“ begrüßt Passierende mit spektakulären Ausstellungsin-szenierungen zur Geschichte der Bundesrepublik. Es ist auffällig, dass das Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland hier verschiedene Fortbewegungsmittel ausstellt. So fällt mein Blick zunächst auf ein Motorrad und ein Schild „Willkommen in Deutschland/Bienvenue en Allemagne“. Abrupt denke ich, hier stehe das mittlerweile ikonische Moped von Armando Rodrigues de Sá, dem millionsten „Gastarbeiter“, im Fokus, um eine freundlichere Reinterpretation des deutschen Verhältnisses zu den Anwerbeabkommen ab 1955 mit ihren Folgen zu vermitteln. Doch ein zweiter Blick zeigt, dass sich die breitseitig verglaste Galerie lieber der ehemaligen Hauptstadt mit ihren offiziellen Repräsentationsgebäuden für Staatsbesuche sowie den Transportmitteln ehemaliger Bundeskanzler widmet.

Das „Andere“ präsentieren

Direkt gegenüberliegend wird aber eine temporäre Fotoausstellung zum Thema „Muslime in Deutschland“ präsentiert. In dieser Schaufenster-Galerie sind Fotografien des zenith-fotopreises 2011 ausgestellt, zu denen folgende Worte einleiten: „Eine Frau mit Kopftuch, Männer mit Wasserpfeife, Jugendliche beim Tanz, Kinder mit Computerspiel – ausgewählte Bilder des ersten zenith-fotopreises zeigen ein buntes und vielschichtiges Bild von muslimischem Leben in Deutschland.“ Des Weiteren heißt es, die „Bilder vermitteln ein Gefühl des Fremdseins, aber auch des Miteinanders und der Zugehörigkeit. Auf abwechslungsreiche Weise veranschaulichen sie die unterschiedlichen Ausdrucksformen muslimischer Kultur in Deutschland.“

Ein Blick auf die Dominanz der Fotomotive (trist aussehende Wohnhochhäuser, Männergruppen im Café, kopftuchtragende Frauen, isoliert und anonym wirkende Figuren) sowie auf die Bildunterschriften („Fremde Heimat“, „We, they and I“, „Auf der Suche“, „Die andere Seite“, „Islam und Anderes in Berlin“, „Geboren in einem fremden Land“, „Gostanbul“) zeugen paradigmatisch von einem differenzialistischen Darstellungsmodus der Migration, welcher im Großen und Ganzen die Debatten und Entwicklungen nun auch im Museumsfeld bestimmt. Denn auch hierzulande haben kulturhistorische Museen die Migration mit reichlicher Verspätung entdeckt. Die zahlreichen Tagungen, Wechselausstellungen und Publikationen hierzu zeugen davon, dass es sich um eine virulent geführte Debatte von äußert unter-

schiedlichen Akteuren, Interessen und Zugängen zu dem Thema handelt.

Harmonisch klingende Rhetoriken

Der Zeitpunkt der jüngsten musealen Beschäftigung mit der hiesigen Migrationsgeschichte ist mehr oder weniger auf ein paar wenige Jahre rückdatierbar: Nach Veröffentlichung des „Nationalen Integrationsplanes“ (2007), der auch Kultureinrichtungen eine „interkulturelle Öffnung im Selbstverständnis, in den inhaltlichen Programmen, in den Gremien und beim Personal“ empfiehlt, regte das Bundesministerium für Kultur und Medien beim Deutschen Museumsbund, Dachorganisation der Museen in Deutschland, eine explizite Auseinandersetzung mit dem Thema Migration an. Seitdem treffen bei den Sammel-, Ausstellungs- und Vermittlungsprojekten vor allem Museumsleute und Personen der Wissenschaft zusammen. Wie in vielen anderen institutionellen Kontexten bleiben dabei migrantische und postmigrantische Positionen mehr oder weniger außen vor, vor allem wenn es um konzeptuelle und inhaltliche Mitbestimmung und Ausarbeitung geht. Genauso wenig verwunderlich ist, dass die Reihen des musealen Personalbestands besonders auf inhaltlicher und leitender Ebene nicht mal annähernd die Realität dieser längst migrantisch geprägten Gesellschaft spiegeln.

Insgesamt ist bei den musealen Migrationsdebatten eine gewisse Hektik, Ratlosigkeit und eine oft massiv unreflektierte Anknüpfung an den nationalen Integrationsimperativ festzustellen. Im Fokus der Aufmerksamkeit steht dabei einerseits, Migrantinnen und Migranten als neue Zielgruppe zu entdecken, und andererseits, die eigenen Depots und Inventare nach Migrationsgeschichte zu durchstöbern und aktiv „Migrationsobjekte“ zu sammeln. Im erstgenannten Handlungsfeld verschreiben sich die Museen unter dem Motto „interkulturelle Bildung“, „spezielle Zielgruppenangebote für Menschen mit Migrationshintergrund“¹ zu entwerfen. Hier liegt eine perfide Krux vor: Diese „speziellen“ Programme stigmatisieren ihre Adressaten im Grunde zur unmündigen Problemgruppe mit Bildungsdefiziten und mangelndem Interesse für Kultur und Museen; diese sollen nun unter harmonisch klingenden Rhetoriken der „Partizipation“ und „kulturellen Teilhabe“ an „die in ihrer neuen Heimat üblichen Abläufe und Regeln“² herangeführt werden. Gleichzeitig erhebt sich die Institution Museum so zum offiziellen Schauplatz der Nationalgeschichte und des Kulturkanons.



In Bronze gegossen:
die Skulptur „Der Ausländer“,
Haus der Geschichte in Bonn



Im Bild
das Moped, das der „Millionste Gastarbeiter“,
Armando Rodriguez de Sá überreicht
bekommen hat.

Nicht im Bild:
seine tragische Lebensgeschichte



Differenzialistische Darstellungsweisen

Nachdem ich von der U-Bahn-Station zum Bonner Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland emporsteige, durchlaufe ich die Dauerausstellung „Unsere Geschichte. Deutschland seit 1945“. Das Hauptnarrativ stellt die Nachkriegssituation, die „deutsche Teilung“ und „Wiedervereinigung“ dar, es wird zu einem chronologischen Marsch durch die Geschichte inszeniert: Während die DDR vor allem als ideologisiertes, unterdrücktes, von Mangel betroffenes Land präsentiert wird, konzentriert sich die Parallelinszenierung auf die Geburt der bundesrepublikanischen Demokratie und deren ökonomisch-liberale Entwicklungen. Nach der Darstellung zur „deutschen Wiedervereinigung“ arbeitet sich die Ausstellung schlaglichtartig an globalisierungsbezogenen Themen ab.

Das Haus thematisiert auch Migrationsgeschichte an einigen Stellen: Gleich im ersten Geschichtsraum zur Nachkriegssituation handelt beispielsweise eine kleine Station Flucht und Vertreibung aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten ab. Die Erzählungen zur prosperierenden Entwicklung des bundesrepublikanischen Automarktes und der Konsumindustrie nehmen verhältnismäßig viel Platz in den Räumen ein; jedoch wird erst viele Schritte und Objektberge später das Thema „Gastarbeit“ dargestellt.

Eine als „Arbeit + Leben = Heimat?“ übertitelte Texttafel und eine trist zu Boden blickende Bronzefigur samt abgenutzt wirkendem Koffer flankieren die Ausstellungsstation. Dahinter sind große Fototafeln aufgestellt, auf denen Männer abgebildet sind, die dicht gedrängt aus einem Zug winken. Auch die Rückseiten dieser nüchtern wirkenden architektonischen Elemente sind in erster Linie mit Fotografien ausgestattet. Im Gegensatz dazu argumentierten die bisherigen Ausstellungseinheiten vor allem mit einer Fülle an Objekten und „lebendigen“, szenografischen Raumarchitekturen. Hie und da wird der Ausstellungssatellit zur „Gastarbeits“-Migration doch noch mit ein paar wenigen Objekten, Dokumenten und einer Audio-Video-Station mit biografischen Interviews ergänzt. Insgesamt kommen dabei sämtliche typischen Darstellungsweisen mit einer entsprechenden Bebilderung zum Einsatz, mit denen die meisten musealen Migrationsausstellungen bestückt sind: der Koffer, der zu einem Zeichen des Schwebezustandes und Nichtankommens wird; Menschenmassen am Bahnhof oder im Zug, denen das Motiv des Unbestimmten und ewigen Unterwegssein unterstellt wird; eine Konzentration auf die Darstellung von

südländisch aussehenden Männern in Masse, wodurch das Bild der passiven, hilflosen migrantischen Frau gestützt wird; Ausweis- und Arbeitsdokumente, die unkommentiert das Denken über Nationalstaatlichkeit und ihre Grenzen als gegebene Größen untermauern und die Migration als Folge von vermeintlichen Push- und Pull-Faktoren festschreiben sowie die Idee von ihrer Regulierbarkeit zementieren.

Blinde Flecken im Geschichtsbild

Ziemlich versteckt finde ich dann das ikonische Moped, das mit dem Hinweis: „Zündapp Sport Combinette. Geschenk für den millionsten Gastarbeiter“ versehen ist. Doch statt auf das bewegte kurze Leben von Armando Rodriguez de Sá verweist eine kleine Texttafel zu dem Objekt und den daneben ausgestellten Dokumenten lediglich auf den Geschenkhintergrund und dessen Geber. Auf diese Leerstelle hat unter anderem Aytaç Eryılmaz, Mitbegründer und ehemaliger Geschäftsführer des Dokumentationszentrums und Museums über die Migration in Deutschland (DOMiD), mehrfach verwiesen.

So hängt mittlerweile etwas unhandlich eine Objektbroschüre zum Blättern neben dem Exponat mit dem Verweis, dass das Büchlein im Museumsshop für 7,90 Euro erhältlich ist. Auf der Museumswebsite findet sich zur Objektbeschreibung der Zusatz: „Armando Rodriguez de Sá kehrt 1970 nach Portugal zurück. Wegen der Folgen eines Arbeitsunfalls sind seine Ersparnisse aus Deutschland bald aufgezehrt. Ihm und seiner Familie bleiben lediglich ein kleines Häuschen und die Zündapp, die Sie in der Ausstellung sehen.“³ Dass Rodriguez de Sá schließlich an den Folgen des Unfalls verstorben ist, wird ausgespart. Weshalb das Museum weiterhin die Besucherchaft nur mit einem Minimum an Informationen sowie Überlegungen dazu, was diese Geschichte hinsichtlich der Verhältnissetzung zwischen dem deutschen Staat und seinen migrantischen Arbeitskräften erzählen könnte, bleibt offen.

Nationales Blickregime

Am Ende des Marsches durch das Museum ist ein Ausstellungssatellit zur zeitgenössischen Migrationsdebatte installiert und knüpft mit Texttafeln und Ausstellungsobjekten am hiesigen Integrationsimperativ an. Deren übergeordnete Texttafel bemerkt eine Zunahme „religiöse[r], kulturelle[r] und ethnische[r] Vielfalt“ und das „Entstehen von Parallelgesellschaften“; schließlich verweist sie darauf, dass Sprach- und Orientierungskurse die „Integrationsfähigkeit der

Migranten verstärken“ sollen.⁴ Untermauert und belegt werden diese unter anderem durch Exponate zur deutschen Staatsbürgerschaft, Einbürgerungstest, Moschee- und Kopftuch-Debatten.

Damit folgt der Bonner Ausstellungsmodus – wie sehr viele Migrationsausstellungen im Museum – der Strategie, Migration als eine Geschichte von Minderheiten zu erzählen und entsprechend zu bebildern. In der Folge werden Individuen als die „migrantische Anderen“ festgeschrieben und zu Objekten des nationalen Blickregimes reduziert und homogenisiert. Mit dieser Ausstellungsrhetorik wird ihnen im Grunde die Fähigkeit, Gesellschaft und ihre Leben selbst zu gestalten, aberkannt.

Gegenrepräsentationen

Längst liegen aus der Wissenschaft, dem Aktivismus und der Kunst Ansätze vor, Migration aus einem anderen Blickpunkt nachzugehen und Gegenarrative zu gängigen Images zu entwerfen. Die Forschungs- und Ausstellungsprojekte „Projekt Migration“ (Köln, 2005-2006), „Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration“ (München, 2009) und in Kürze „Movements of Migration“ (Göttingen, 2013) vereinen Positionen der Wissenschaft, Kunst und des Aktivismus und gehen beispielsweise dem öffentlich zirkulierenden Begriff „Integration“ aus Perspektive der Migration nach. So kann gezeigt werden, dass sich Migrantinnen und Migranten schon seit den 1960er Jahren selbst für Teilhabe, Spracherwerb und gleiche Rechte eingesetzt haben, da sich weder die Arbeitgeber noch der Staat in aller Regel dafür zuständig sahen.

Schließlich verweist solch eine Perspektive auch auf das unaufgeregte Mit- und Nebeneinander, selbstverständlich gelebte transnationale Lebensprojekte sowie auf die Ambivalenzen und Nicht-Klassifizierbarkeiten, die längst zur Alltagsrealität dieser Gesellschaft gehören. Für das Projekt, Migration zu repräsentieren, bedeutet dies, einen genaueren Blick auf die Komplexitäten und die untrennbare Verwobenheit der Migration am Gesellschaftsverlauf zu werfen. In der Konsequenz heißt das, eine dezidierte Position in einer massiv politisierten Debatte zu beziehen, wie es beispielsweise das Kollektiv *kanak attak* und auf kulturinstitutioneller Ebene das postmigrantische Theater Ballhaus Naunynstraße in Berlin bereits vorgemacht haben.

Die Präsenz der Migration lässt sich bei 20% Bevölkerungsanteil mit sogenanntem Migrationshintergrund deutschlandweit schlichtweg nicht mehr leugnen. In einer Gesellschaft, die sich von anachronistischen nationalen Gesellschaftsbildern nicht mehr angesprochen fühlt, muss sich aber eine Kulturinstitution wie das Museum über seine koloniale Überlegenheitskultur bewusst werden, sich grundlegend überdenken und verändern. Denn auch wenn die Museen nun Bilder der Nation liefern, die ein bisschen bunter sind, haben sich die Auswahl der Darstellung, ihre Kompositionsregeln, Produzentinnen und Produzenten nicht wirklich geändert.<

Natalie Bayer
*ist Kulturwissen-
schaftlerin und freie
Kuratorin in
München. Ihre
Themenschwer-
punkte sind
Migration, Repräsen-
tation, Institutions-
kritik.*

Die zeitgenössischen Debatten und Integrationsprogramme könnten aus diesem Blick auch als eine Aneignung und Reinterpretation migrantischer Selbsteingliederungsversuche gelesen werden. Aus Perspektive der Migration tritt also ein völlig anderes Verständnis von Gesellschaft in den Vordergrund: Es treten handelnde Akteure auf, denen im gängigen Narrativ bislang nicht die Fähigkeit zugestanden wurde, am Geschichtsverlauf und gesellschaftlichen Veränderungen mitzuwirken. Solch ein Zugang bewirkt Blickverschiebungen jenseits des Herkunftsbezuges und ethnisierenden Zuschreibungen; dies ermöglicht, Migration als „zentrale Kraft gesellschaftlicher Veränderungen“ zu begreifen. Dabei rücken auch strukturelle Ausschlüsse von Rechten durch beispielsweise Institutionen, rassistische Diskriminierungen sowie migrantische Reaktionen darauf, Proteste und Eigeninitiativen in den Fokus.

¹ Deutscher Museumsbund e.V. (2012): *Museen, Migration und kulturelle Vielfalt. Handreichungen für die Museumsarbeit. 1. Diskussionsentwurf, Stand: April 2012, S. 17.*

² ebd., S. 19.

³ <http://www.hdg.de/bonn/ausstellungen/dauerausstellung/ausgewaehlte-objekte/zuendapp-sport-combinette>

⁴ Texttafel „Einwanderungsland“, Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland

„Aber wenn sie mir überall Steine auf den Weg legen, wie schaffe ich das dann?“

(Un)Möglichkeiten von Unterhaltung. Awa Kebe im Gespräch mit Sarah Stoll.

Was verstehst du unter Unterhaltung?

Reden, Meinungen tauschen, sich äußern, Kommunikation.

Was ist für dich persönlich Unterhaltung?

Wenn ich mit meiner Mitbewohnerin zusammensitze und wir zusammen reden, dann unterhalten wir uns.

Wie verbringst du deine freie Zeit?

Oft mit Büchern, weil ich immer noch am Deutschlernen bin. Außerdem ist es mir wichtig, zu meinem Karawane-Treffen zu gehen, da kann ich mich äußern und meine Ideen weitergeben. Auch gehe ich, obwohl ich nicht schwimmen kann, gerne ins Schwimmbad und in die Sauna. Solche Sachen machen mir Spaß. Und tanzen gehen, das macht voll viel Spaß.

Du bist im Senegal geboren. In welchem Alter bist du nach Deutschland gekommen?

Das war am 30. Dezember 2009, 2007 bin ich 18 geworden, also mit 20.

Gibt es Sachen, die du im Senegal in deiner freien Zeit gemacht hast und die du hier vermisst, die du hier nicht machen kannst?

Ja, am meisten als ich noch im Asylverfahren war, als ich in einem bestimmten Landkreis bleiben musste

und ich nicht frei war, mich so zu bewegen, wie ich das wollte. Wenn ich einfach Lust hatte, am Wochenende zu meiner Freundin nach Berlin zu fahren, durfte ich das nicht machen. Im Senegal wär's kein Problem gewesen. Hätte ich Bock gehabt, hätte ich nach Gambia fahren können. Niemand verbietet mir das. Aber hier in Deutschland wurde ich in andere Lebenszustände gedrängt, wo man einfach seine Freiheit verliert. Und das war es, was mir während meinem Asylverfahren wirklich richtig wehgetan hat, wo man sich nicht mehr als Mensch fühlt.

Wie ist während dem Asylverfahren deine Freiheit noch eingeschränkt worden, welche Möglichkeiten sind dir noch verwehrt geblieben?

Ich war nicht frei, mein eigenes Essen einzukaufen. Ich musste Essenspakete kriegen. Ich war nicht frei und ich bin immer noch nicht frei, zu wohnen, wo ich Bock hab. Ich hatte keine Entscheidungen, die von mir selbst gekommen sind, sondern andere Menschen haben für mich entschieden. Und das ist genau das, was mich weg von meiner Heimat gebracht hat, dass ich nicht einfach selber entscheiden konnte, was ich machen möchte und was nicht. Und das ist in Deutschland noch schwerer geworden.

Wie ist es in deiner aktuellen Situation?

Ich hab einen Aufenthaltstitel gekriegt, aber die Ausländerbehörde hat eine Wohnsitznahmebeschränkung gemacht. Die haben den Wohnsitz beschränkt auf den Landkreis Augsburg. Das heißt, mich bewegen darf ich, reisen darf ich, aber mit dem Wohnen ist das bis jetzt ein harter Kampf. Ich möchte in München wohnen, hier habe ich meine Kontakte, meine Freunde. Aus medizinischen Gründen durfte ich auch nach München umziehen, weil es hier Einrichtungen gibt, die mir helfen können. Zum Beispiel das Frauentherapiezentrum – so ein Angebot gibt es im Landkreis Augsburg nicht. Aber dadurch, dass die eine Beschränkung gemacht haben, kann ich mich nicht in München anmelden, obwohl ich jetzt hier wohne. Ich vermute, die Stadt München möchte das Arbeitslosengeld II, von dem ich lebe, nicht bezahlen, aber bis jetzt weiß ich nicht genau, wer wirklich das Problem ist. Gehst du zur Ausländerbehörde, sagen sie, wir haben kein Problem, die Stadt München hat Probleme damit, gehst du zur Stadt München, sagen die, wir haben kein Problem damit, die Ausländerbehörde hat Probleme damit. Und letztendlich läufst und redest du einfach mal die ganze Zeit 'rum und es kümmert sich kein Mensch um dich.

Manche Menschen denken, wenn man einen Aufenthaltstitel hat, sind



Foto: Sarah Stoll

Awa Kebe ist 23 Jahre alt. Sie will in München leben und studieren.

alle Sorgen weg. Das dachte ich mir auch, bevor ich meinen Aufenthaltstitel gekriegt hab, aber das ist eine große Illusion, eine riesengroße Illusion. Man denkt sich ja, alles ist jetzt gut, aber alles ist nicht gut. Wenn man zum Beispiel eine Arbeit sucht, wird erst geprüft, ob ein Deutscher die Arbeit haben will, dann ob ein EU-Bürger die Arbeit haben will, und wenn keiner die Arbeit haben will, dann kriegst du den Job. Das ist Diskriminierung. Für mich geht das nicht. Für mich gibt's keine Deutschen. Für mich gibt's keine Menschen. Wir sind alle Menschen. Für mich gibt's keine Schwarzen, keine Weißen, aber leider sehen die, die entscheiden, die Sachen glaube ich nicht so.

Kannst du in der belastenden Situation, die du gerade geschildert hast, deine freie Zeit überhaupt genießen?

Hm, genießen. Ich genieße quasi nix mehr im Leben. Es war für mich sehr hart im Senegal und deshalb bin ich in Deutschland geblieben. Ich hab gehofft, das hier wird eine Heimat für mich. Ich hab gehofft, das hier wird das, was mir helfen wird, meine Träume in die Wirklichkeit zu bringen. Aber das war auch eine Illusion. Das ist nicht so. Um Freizeit richtig genießen zu können, muss man einen freien Kopf haben und das hab ich nicht. Das – 'tschuldigung, dass ich das so sag –, das fickt immer meinen Kopf, einfach immer wieder zu denken, „Was wird dann morgen, wie werden die das entscheiden?“. Ich krieg' zum Beispiel seit zwei Monaten keine Hartz-IV-Leistungen mehr, kein gar nix, bin nicht mehr krankenkversichert. Und das sind Sachen, die immer in meinem Kopf sind. Ich frag mich immer, „Wie geht alles weiter?“. Ich will studieren, ich will Karriere machen, ich will was erreichen in meinem Leben. Ich hab gelernt, ich war an der Uni und ich

will das weitermachen. Ich will etwas Nützliches machen in meinem Leben. Ich hab 'ne kleine Schwester, die mich als Vorbild nimmt und für die muss ich was schaffen. Aber man gibt mir die Chance nicht in Deutschland, man macht mir die Tür zu. Muss ich alles selber irgendwie...und ich will's alles selber erledigen, aber die lassen mir nicht die Freiheit, um die Sachen selber zu erledigen. Hätten sie's mir erlaubt, oder hätten sie zu mir gesagt, „Jetzt darfst du einfach – leb' einfach dein Leben“, würde ich die ganzen Probleme nicht mehr haben, denn ich weiß genau, wie ich das schaffen kann. Aber wenn sie mir Grenzen setzen, überall Steine auf den Weg legen, wie schaffe ich das dann?

Was würdest du gerne studieren?

Vielleicht Politikwissenschaft. Das ist jetzt ein großes Thema bei mir geworden, dadurch dass ich ein paar Infos bekommen hab. Ich bin noch am gucken, ob das klappt dieses Jahr und wenn das nicht klappt, dann vielleicht Lehramt Französisch, Englisch. Jura wollte ich mal studieren, aber das ist schwierig. Deutsch selber ist schwierig, und die juristische Sprache ist auch sehr schwierig. Und die juristische Sprache auf deutsch zu bringen, das ist doppelt so schwierig. Wenn ich das nicht jetzt schaffe, schaff ich das irgendwann mal. Jetzt studier' ich erstmal was, das mir einen vernünftigen Job bringen kann, und später studier' ich noch Jura.

Was gefällt dir an dem Gedanken Jura, zu studieren?

Leute zu verteidigen. Es gibt viele Unschuldige, es gibt viel Ungerechtigkeit. Ich kann nicht alles perfekt machen, aber das ist ein Traum von mir, dass, wenn jemand zu mir als Rechtsanwältin kommt und mit mir redet, und ich weiß, dass der Mensch wirklich unschuldig ist, dass

ich dann alles tue, um den Menschen wieder frei zu kriegen. Das gefällt mir. Oder wenn ein Asylbewerber zu mir kommt, und wir kämpfen zusammen, bis der seinen Aufenthaltstitel kriegt, das würde mir auch gefallen. Einfach mit Menschen in Kontakt sein, Menschen helfen. Das gefällt mir.

Du hast gerade erzählt, dass deine finanziellen Mittel stark eingeschränkt wurden, dass du das Geld nicht mehr bekommst, das du eigentlich bekommen solltest.

Ja, seit zwei Monaten, weil es einen Streit zwischen dem Jobcenter Schwabmünchen und dem Jobcenter München gibt. Weil das Jobcenter München sagt, wir zahlen nicht, weil die nicht in München angemeldet ist und das Jobcenter Schwabmünchen sagt, wir zahlen auch nicht, weil die nicht mehr hier wohnt. Aber es läuft jetzt übers Sozialgericht. Mal schauen.

Würdest du gerne Sachen machen, die du nicht machen kannst, weil du zu wenig Geld dafür hast?

Mhm. Ich weiß nicht, wie lange das her ist – aber ich war schon ewig nicht mehr Shoppen. Das hätte mir schon gefallen, es ist jetzt Winter, dass ich in einen Shop gehe und mir 'ne Winterjacke und Winterstiefel kaufe. Oder dass ich im Internet nachschau', ob im Kino ein guter Film kommt, und ich dann einfach ins Kino gehen kann, um den Film anzuschauen. Und dass ich mit Freunden Ausflüge machen kann. Das alles kann ich nicht.

Und würdest du gerne noch Schwimmen lernen?

Ja, schon. Irgendwann mal, wenn ich das Geld hab, dann nehm' ich mir richtig Kurse. Dann kann ich auch Schwimmen.<

Willkommen im Land der Frühaufsteher

Sachsen-Anhalt

...diesen wohl dämlichsten aller - ohnehin sinnfreien - Länderslogans kennt man spätestens seit Rainald Grebes Lästerhymne auf das ostdeutsche Bundesland, und er liest sich wie bittere Ironie. Umso treffender, dass die Zeichnerin Paula Bulling ihn zum Titel ihres Debütcomics gemacht hat, welches die trostarmer Situation von Flüchtlingen in dieser Region zum Thema hat. Von Matthias Weinzierl



Der 26-jährigen Berliner Zeichnerin ist mit diesem Buch bravourös gelungen, sehr persönliche, fast schon private Einblicke in die rauen Lebenswelten der Flüchtlinge zu gewähren und gleichzeitig sich selbst als Protagonistin einzubinden, welche ständig die eigene Rolle als Weiße Künstlerin selbstkritisch hinterfragt. In sieben, lose miteinander verwobenen Kapiteln erzählt sie vom Leben im Flüchtlingslager und den Erfahrungen der Bewohnerinnen und Bewohner mit Rassismus und Gewalt.

Hauptschauplatz sind verschiedene Flüchtlingslager in Form von schäbigen und heruntergekommenen, meist mit Maschendraht verhausten DDR-Zweckbauten. Mit ihrem persönlichen Zeichenstil – einem Mix aus einem flotten, organischen Strich und einer sehr flächigen, düster anmutenden, aquarellhaften Kolorierung – schafft sie es, die deprimierende Atmosphäre dieser Unorte einzufangen und fast dokumentarisch wiederzugeben. Ihr gelingt das so gekonnt, dass man dem Gefühl erliegt, vor Ort und dabei zu sein, die Geräusche und Gerüche selbst wahrzunehmen.

Paula Bullings größte zeichnerische Stärke ist jedoch, die Menschen, deren Geschichten und Erlebnisse sie wiedergibt, so darzustellen, dass sie nicht als reduzierte, stereotype Comicfiguren auftauchen, sondern als Persönlichkeiten. Sie beobachtet und portraitiert sie äußerst genau. Die so entstandene Reihe einfühlsamer Portraits verleihen dem Buch große Authentizität.

Die gezeigten Erlebnisse und Gesprächssituationen sind unspektakulär und unprätentiös erzählt. Aber sie geben genau die Eindrücke, Erfahrungen und Gefühlszustände wieder, die man tausendfach erlebt, wenn man sich in die Lebenswelt von Flüchtlingen begibt. Das macht das Buch so wohltuend anders, denn wir Leserinnen und Leser werden in diese Welt einfach hereingezogen. Wir sind dabei, wenn die Autorin einen Afrika-Shop besucht und spüren geradezu das Misstrauen, das ihr entgegenschlägt, als sie sich an den Tresen setzt. Wir sind dabei und verfolgen den seitenlangen Dialog von Bewohnerinnen und Bewohnern des Flüchtlingslagers auf Mòoré¹ und verstehen nichts. Wir sind dabei und peinlich berührt bei der Schilderung der Erfahrungen mit alltäglichem Rassismus und wir sind dabei, wenn die Zeichnerin von Zweifeln an ihrer Arbeit befallen und kritisiert wird.

Dieser Versuch einer vorsichtigen und respektvollen Annäherung an das Thema und das ehrliche Eingestehen der eigenen Unsicherheit begleitet die Leserinnen und Leser über die gesamten 128 Seiten. Die Flüchtlinge im tristen Land der Frühaufsteher hätten sich keine bessere Chronistin für ihre beschissene Situation wünschen können.<

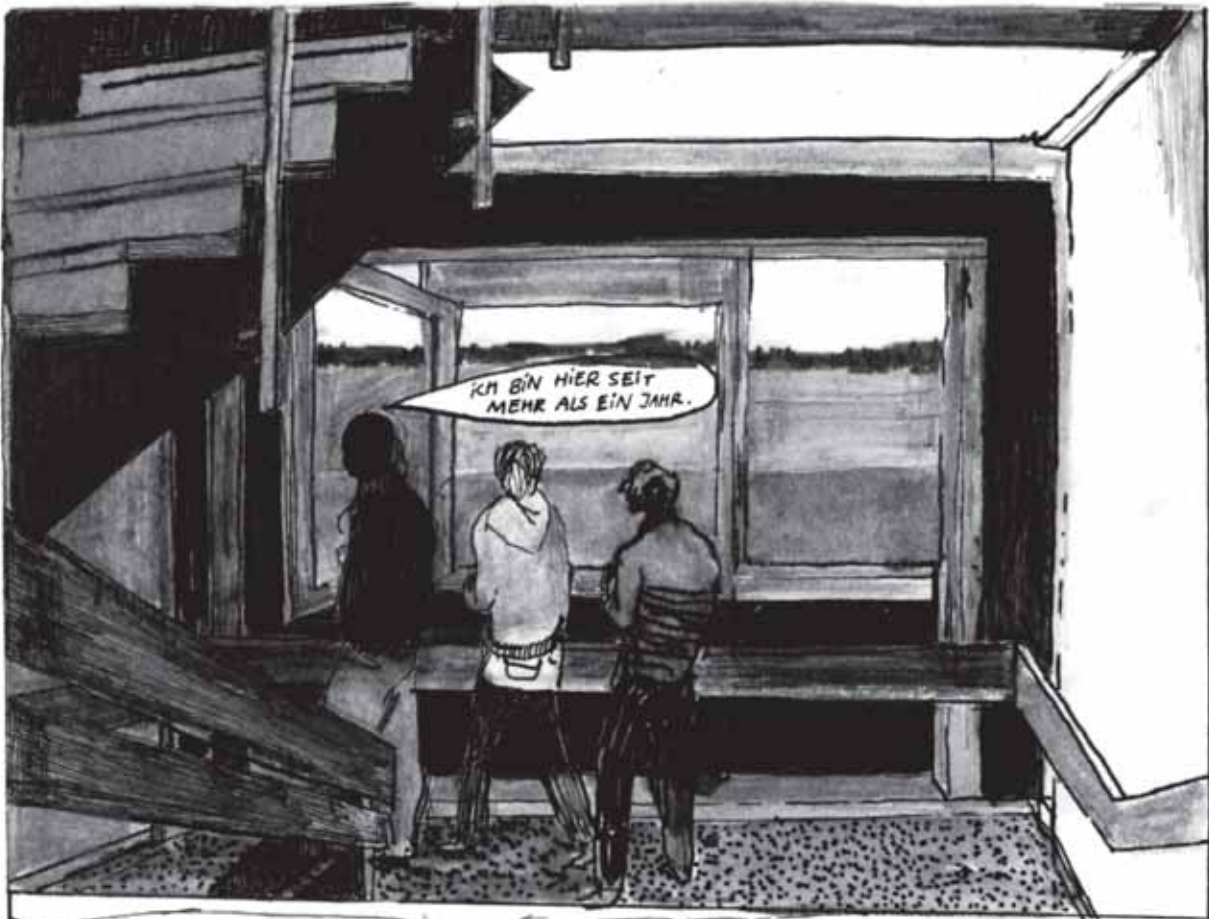


*Paula Bulling:
Im Land der
Frühaufsteher.
Avant-Verlag, Berlin
2012. 120 Seiten.
17,95 Euro*

*Es folgen einige
Seiten aus dem
Comicbuch, die wir
mit freundlicher
Genehmigung des
Avant-Verlages
abdrucken dürfen
- Merci!*

¹ Mòoré ist die Sprache der Mossi. Sie gehört zu den Gur-Sprachen und wird etwa von der Hälfte der Bevölkerung Burkina Fasos gesprochen. Andere

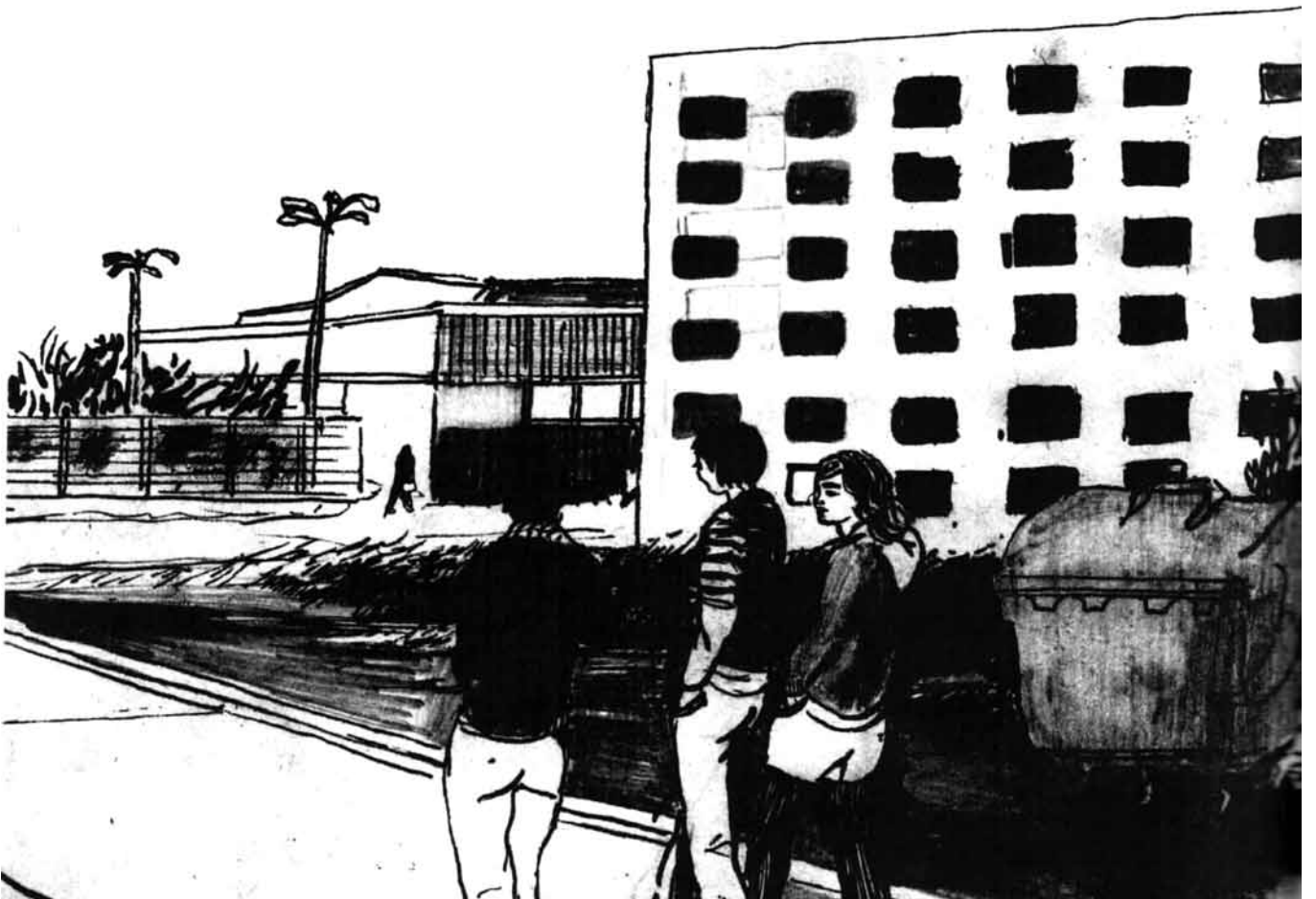
Gruppen in den Regionen von Elfenbeinküste, Burkina Faso und Ghana haben die Sprache als Hauptsprache übernommen.

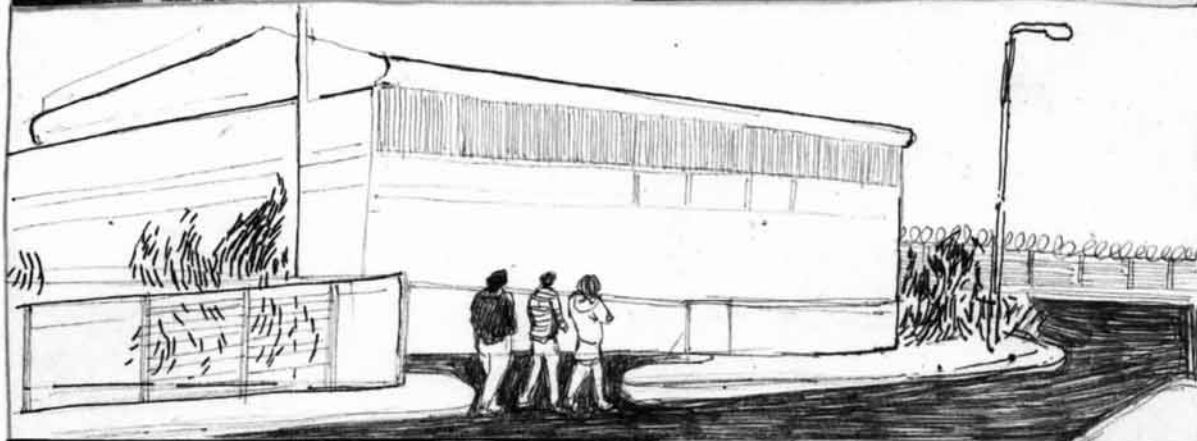




IN DIESE ORT ICH
FRAGE MICH!
WER BIN ICH ...

... UND WIE KANN ICH
EIN NORMAL MENSCH SEIN?





Reisende

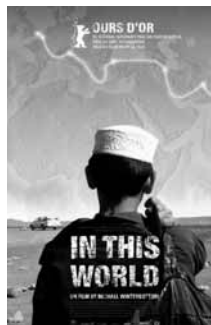
Die große Popularität des Umgangs mit dem Thema Flucht und Migration zeigt sich unter anderem in einer steigenden Anzahl an Filmen. Eine Empfehlung der Kinoproduktionen *In This World*, *Welcome* und *Der Albaner*. Von Hamon Tanin und Stephan Geuenich



noch Herren ihrer Selbst sind und nicht - wie in vielen Filmen zum Thema - Hindernissen hilflos ausgeliefert.

Positiv hervorzuheben an *In This World* ist, dass dem Publikum nicht erklärt wird, warum sich Jamal und Enayat auf den Weg machen. Es geht um eine Reise in einer Welt, die sich für Menschen und Güter unterscheidet. Auf einem Pickup geladene Fußbälle oder Orangen können Grenzen und Meere überqueren, nicht aber Jamal und Enayat. Die Reise endet mit dem Tod von Enayat auf einer Containerfähre in europäischen Gewässern. Der Produzent Eaton findet diesbezüglich deutliche Worte: „Die Vorstellung, dass es einer Person nur dann erlaubt ist, sich in Europa aufzuhalten, wenn sie beweisen kann, dass sie in ihrer Heimat verfolgt wird, und dass es ihr nicht erlaubt ist, wenn sie es nicht beweisen kann, - diese Idee ist einfach absurd.“

Durchaus real in *In This World* ist das Verhältnis von Jamal und Enayat. Enayat spricht, bis auf ein paar Worte Englisch, ausschließlich Paschtu. Jamal hingegen spricht außerdem Englisch und Persisch, weswegen er auf dem langen Weg gerade auch für Enayat sehr wichtig ist. Die dadurch entstehenden Vorteile für Jamal waren bei den Dreharbeiten spürbar und auch im Alltag von Flüchtlingen bilden sich gewisse Hierarchien ab .



In This World

In This World von Michael Winterbottom erschien im Jahr 2002. Der Film beginnt im pakistanischen Flüchtlingslager Shamshatu. Gezeigt wird einer der beiden Hauptdarsteller Jamal, der weniger als einen Euro pro Tag in einer Ziegelfabrik verdient. Dem Cousin von Jamal, Enayatullah (Enayat), will die Familie „ein besseres Leben“ ermöglichen, weswegen er nach London gehen soll. Jamal wird ihn, unter anderem aufgrund seiner Englischkenntnisse, auf diesem Weg begleiten. In dem semidokumentarischen Film haben der Regisseur und sein Team eine der möglichen Fluchtrouten für die Laiendarsteller ausgewählt. Dabei wird Jamal und Enayat die Ausgestaltung der gespielten Situationen überlassen. Sie begeben sich mit dem Filmteam auf eine unbekannte Reise und spielen dabei vor allem sich selbst. Der Fokus liegt auf zwei Menschen, die eine schwierige Reise unternehmen, dabei aber immer

Jamal und Enayat zeigen in *In This World* weder das Flüchtlingen gerne zugeschriebene Leid, noch handelt es sich um eine bis ins Detail inszenierte Produktion mit dementsprechenden Effekten und Emotionscatcherei. Dafür zeigt der Film zwei reale Menschen und deren Perspektiven. Aus den Bildern lassen sich die Folgen der Politik von Nationalstaaten herauslesen: Tod, sogenannte Schleusung und Menschen-smuggel.

Sowohl während als auch nach Abschluss der Dreharbeiten zum Film fließen Realität und Fiktion ineinander. Denn der echte Jamal floh nach Ende der Dreharbeiten nach London und ihm drohte, genau wie dem Jamal im Film, mit dem 18. Geburtstag die Abschiebung. Was weiter aus ihm geworden ist, ist nicht bekannt.

Welcome

Welcome von Philippe Lioret spielt im Jahr 2008 in Calais, Frankreich. Calais ist unweit vom Flüchtlingslager in Sangatte und vom Eurotunnel entfernt. Auch hier zeigt sich die bereits erwähnte Diskrepanz zwischen freiem Warentransfer und der Illegalisierung und Verfolgung von unerwünscht Reisenden. Bei Welcome geht es im Grunde da weiter, wo In This World kaum mehr spielt: in Sangatte, an den Hürden und Hindernissen in der sogenannten „Festung Europa“.

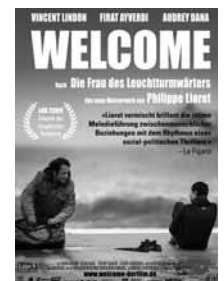
Zu Beginn und auch während des Films wird das Leben in einem Lager gezeigt: Anstehen für Essen, keine Möglichkeiten sich zu waschen, nur ein Telefon für viele, Gewalt und Aggressionen unter denen, die im Lager leben müssen. Der Alltag ist geprägt von dem Versuch nach England zu kommen, sei es mit Hilfe von „Schleusern“ oder alleine. In der Regel werden die Flüchtlinge in LKWs versteckt, wozu es notwendig ist, sich kurz vor dem Hafengebiet eine Plastiktüte über den Kopf zu ziehen, da bei den Kontrollen die Bestandteile der Luft im Laderaum gemessen werden. Anhand dieser können Menschen entdeckt werden, ohne dass der ganze Laster durchsucht werden muss. Schon bald richtet sich der Fokus auf den 17jährigen Bilal (Firat Ayverdi) aus dem kurdischen Teil des Irak. Er hat sich auf den langen Weg begeben - größtenteils zu Fuß - um zu seiner Freundin Mina (Derya Ayverdi) zu gelangen, die mit ihrer Familie in London lebt.

Neben Bilal spielt Simon (Vincent Lindon) eine bedeutende Rolle im Film. Er bringt Bilal das Schwimmen bei, da die Überquerung des Ärmelkanals für Bilal nur noch über das Wasser möglich ist: Bilal wurde auf seiner Reise von der türkischen Polizei mehrere Tage festgehalten und immer wieder wurde ihm eine Tüte über den Kopf gezogen. Simon selbst befindet sich gerade in Scheidung von seiner Frau Marion (Audrey Dana). Sie arbeitet als Lehrerin und engagiert sich ehrenamtlich in einer Suppenküche für Flüchtlinge. Die damit verbundene Liebesgeschichte, ebenso wie der verzweifelte Versuch Bilals, zu seiner Liebe in London zu gelangen, stellen die emotionale Basis für den Film dar. Wie der Filmemacher und die Schauspielenden betonen, geht es um Liebe und Gefühle. Durch die perfekte Ausarbeitung des Films bis ins Detail wird das Publikum emotional ergriffen.

Dabei steht die persönliche Entwicklung des Schwimmlehrers im Vordergrund und wie er sich mit



seinem rassistischen Umfeld auseinandersetzt, mit den Behörden und der Polizei, weil er Bilal hilft. Auch Marion wird porträtiert, die für viele Flüchtlings- und Entwicklungshelfer in Europa, aber auch Asien, Afrika oder Lateinamerika steht: Manchmal wird geholfen, um das eigene Gewissen zu beruhigen, manchmal um eine demokratische Fassade des eigenen Heimatlandes wiederherzustellen, die durch das Erscheinen der Flüchtlinge zerstört wurde.



Welcome ist spannender, ergreifender und damit unterhaltsamer als In This World. Dies liegt aber auch daran, dass - vielen Spielfilmen zu dem Thema entsprechend - die Ereignisse Sensationswert haben und „Betroffenheitsrituale“ auslösen. Gezeigt werden Leid, Verzweiflung und Hindernisse. Damit kann der Film durch folgende Aussage kritisiert werden: „Die Geschichte um illegale Flüchtlinge ist [...] der raue Hintergrund, vor dem die eher gewöhnlichen persönlichen Probleme [hier die Scheidung und der Liebeskummer Simons] globales Gewicht bekommen.“ Allerdings entspricht vieles im Film auch der Realität, seien es Kontrollen durch die Polizei, die dargestellten Ausgrenzungserfahrungen im Supermarkt oder auf der Straße und auch die unwürdigen Bedingungen und Zustände im Flüchtlingslager – Stichworte: Lesbos, Bayernkaserne und Zirndorf.

Bei Welcome handelt es sich um einen europäischen Blick auf das Thema. Der Film thematisiert und diskutiert politische Geschehnisse in Frankreich und Europa. Hintergrund ist einerseits das Flüchtlingslager Sangatte und die damit verbundenen Eskalationen, andererseits auch ein Gesetz in Frankreich, das unter

Hamon Tanin
ist Politikwissen-
schaftler.

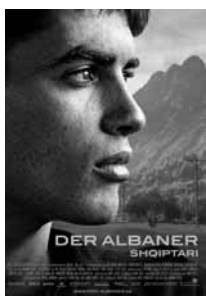
Stephan Geuenich
ist Erziehungs-
wissenschaftler.

Beider sind Mitbe-
gründer des
Initiativkreises Mi-
gration Rosenheim

Strafe stellt „Illegalen“ zu helfen. „Helfen bedeutet in diesem Fall sogar schon, einen Flüchtling im Auto mitzunehmen oder ihm seine Telefonkarte aufzuladen.“ Der Film Welcome trug dazu bei, dass im Mai 2009 ein „Antrag zur Aufhebung des ‚Delikts der Solidarität‘“ in der französischen Nationalversammlung gestellt wurde, den das Parlament jedoch ablehnte.

Störend ist die Darstellung der Familie Minas mit den klassischen Rollenbildern: Der Vater als Patriarch, der Mina mit einem Cousin verheiraten will. Die Mutter, die Kopftuch trägt, ist der Situation ebenso ausgeliefert wie Mina selbst, die meistens traurig und weinend gezeigt wird, sei es am Telefon, auf der Straße oder in einem Café.

Hier zeigen sich die begrenzten Möglichkeiten eines Kinofilms, allen Perspektiven gerecht zu werden und gleichzeitig auch noch unterhaltsam zu sein. Der Blickwinkel bei Welcome ist ein gänzlich anderer als bei In This World, der die Perspektive der zwei Protagonisten einnimmt.



Der Albaner

Auch Der Albaner (2010) handelt von einer Liebesgeschichte. Die deutsch-albanische Produktion dreht sich um Arben (Nik Xhelijaj) und seine Geliebte Etleva (Xheljane Terburia). Die beiden erwarten ein Kind, ohne verheiratet zu sein, was im ländlichen Albanien als Schande betrachtet wird. Daher müssen die beiden heiraten. Der „Brautpreis“, den Arbens

Familie bezahlen muss, beträgt 10.000 Euro. Die beiden sind mit den starren Familienstrukturen in einem Bergdorf in Albanien konfrontiert. Die Eltern und Großeltern kümmern sich um die Hochzeit. Die Gefühle der Betroffenen werden ignoriert und Arben und Etleva haben sich den Traditionen und Ritualen zu beugen. Arben versucht die Situation zu bewältigen, scheitert im Endeffekt jedoch. Etleva ist ihr komplett ausgeliefert und ihre einzige Strategie heißt Hoffnung.

In dem Film werden die beiden Länder als gegensätzliche gezeichnet: In Albanien hohe Berge, Kühe auf der Straße, schöne Landschaft, kleine und dunkle Hütten, fehlende Infrastruktur und patriarchale Familienstrukturen. In Deutschland McDonald's, Hotels, große Wohnungen mit Balkon, Spiegeln an den Wänden und fließendem Wasser. Das gilt allerdings nicht für Arbens Deutschland und das anderer Flüchtlinge. Arben will hier die nötige Summe für die Hochzeit mit Etleva verdienen. Er läuft Gefahr von der Polizei kontrolliert zu werden, muss vorerst für wenig Geld in einer Reinigungsfirma arbeiten und in einem Abrisshaus wohnen. Mit ihm lebt dort ein todkranker Mensch, der zu keinem Arzt gehen kann, da dieser die Polizei rufen würde. Aus Mitleid hilft ihnen ein Apotheker.

Arben entwickelt sich im Lauf des Filmes stark. Zu Beginn, in Albanien, ist er ein ruhiger zurückhaltender junger Mann, der um seine Familie und seine Freundin bemüht ist. Er bringt seinen Bruder zur Schule und verhält sich, wie es von ihm erwartet wird. In Deutschland angekommen muss er sich verändern, um den harten Bedingungen dort gerecht werden zu können. Er steigt in das Geschäft mit Flüchtlingen ein, die er von der deutsch-polnischen Grenze bis nach Berlin bringt. Dabei zeigt er zwar Skrupel, denkt aber nicht weiter darüber nach und erledigt einfach seine Aufgaben. Aufgrund von Querelen mit anderen „Schleusern“ und unter dem Druck der nahenden Geburt des Kindes, begeht er gegen Ende des Films sogar einen Mord. Wieder zu Hause wendet Arben sich von seiner Familie ab und ist zwar jetzt mit Auto und Anzug, aber alleine.

Der Autor und Regisseur Naber wurde vor diesem Hintergrund mit der Frage konfrontiert, ob der Film nicht genau die Klischees vom kriminellen Albaner bediene. Er antwortet darauf: „Vielleicht auf den allerersten Blick. Aber erzählt der Film nicht vor allem, warum einem Illegalen in Schengen-Europa gar keine Wahl bleibt, als illegal zu handeln? Und dass es kein Mentalitätsproblem, sondern ein system-

atisches Problem ist, das uns alle angehen muss?“ Der Spiegel schreibt dazu: „Der Albaner zeigt ein übersehenes Deutschland, das ein Bundesbürger in der Regel kaum wahrnimmt: Brachen und Ruinen neben Glaspalästen, Schrottlager in Hinterhöfen. Nabers Film führt in eine Schattenwelt, in der die Verwertung des Menschen als Arbeitskraft ihre radikalste Ausprägung findet. [...] Illegalität geht unter die Haut. Dieser Film tut es auch.“

Genau diesen schmalen Grat ist Naber erfolgreich gegangen. Der Film stellt die Zustände in Deutschland und die Situation von Menschen ohne geregelten Aufenthalt anschaulich dar und kritisiert diese. Allerdings werden auch die Lebensbedingungen für Arben und Etleva in Albanien kritisch beleuchtet. Beide zerbrechen im Endeffekt an den Umständen und der damit verbundenen Unmöglichkeit miteinander das Kind zu bekommen. Dafür trägt jedoch nicht ein einzelner Umstand schuld, sondern ein Zusammenspiel aus verschiedenen Faktoren, die in beiden Ländern zu finden sind. Bemerkenswert ist auch, dass es Naber gelingt, die albanischen Verhältnisse zu kritisieren, ohne dabei eine eurozentrische Perspektive einzunehmen. Das hat zwei Gründe: Die Akteure kommen aus Albanien und Naber zeigt exemplarisch auf eine gelungene Weise den Generationenkonflikt in vielen Ländern der Welt. Arben und Etleva wollen vor den verkrusteten (Familien)Strukturen fliehen und werden nie mehr in die Berge zurückkehren.

Der Albaner ist vermutlich die schwerste Kost von den drei Filmen. Auch er baut auf Emotionen und der nicht erfüllbaren Liebe zwischen Etleva und Arben auf. Aufgrund der Schwierigkeit mit Illegalisierten eine Dokumentation zu drehen, hat sich Naber für einen Spielfilm entschieden. Damit gelang ihm eine packende Erzählung, die eindringlicher ist als In This World und Welcome. Nichtsdestotrotz haben auch die anderen beiden Filme ihre Stärken und vor allem ihre jeweils eigene Perspektive auf das Thema. Zu empfehlen sind sie alle drei. Unterhaltsam auch, auch wenn es keine freudige Angelegenheit ist. Warum aber gibt es immer mehr Filme über dieses Thema? Es ist zu vermuten, dass gerade zu Zeiten der Wirtschaftskrise, großer Umbrüche und verlorengegangener vermeintlicher Sicherheiten, aber auch zunehmender Migration das Thema Flucht und (Zu-)Wanderung virulent ist. Filme sind eine Art und Weise, sich damit zu beschäftigen. Auch wenn sie immer unterhaltsam sind, können sie ernst zu nehmende Sichtweisen vertreten und zum Denken anregen. In This World, Welcome und Der Albaner sind drei Beispiele dafür.<



Über Leben auf dem Wrack



Der Film „La Pirogue“ von Moussa Touré.
Eine Rezension von Gloria Stamm

Weil sich die senegalesische Wirtschaft seit der Krise in den siebziger Jahren kaum erholt hat, wagen alljährlich Tausende die Flucht nach Europa. Die Spielfilmversion vom Überleben auf einem Schiffswrack und von enttäuschten Hoffnungen liefert der Regisseur Moussa Touré: In La Pirogue erzählt er vor allem vom sozialen Druck, der Westafrikaner zum Auswandern bewegt.

Während der europäische Film gerne den Umgang mit Migrantinnen und Migranten problematisiert, verschiebt der Senegalese Touré (TGV, 1998) in seinem neuesten Film die Perspektive und fragt: Was erhoffen sich Menschen aus Westafrika eigentlich von einer Migration? Dazu isoliert er seine 30 Protagonisten auf einem alten Fischerboot, das von Dakar aus zu den Kanarischen Inseln schippern soll. Bevor die angehenden Musiker und Fußballstars im „Eldorado Europa“ ankommen, müssen sie ein starkes Unwetter



überstehen. Das kostet das Leben einiger der Mitreisenden, aber noch lange nicht die Hoffnung.

Dass es dem Regisseur nicht nur darum geht, Aufwand und Nutzen eines Fluchtversuchs gegenüberzustellen, betont Touré auch in seinen Interviews: „When there is no momentum in a country, when not a flicker of hope remains, young people don't think twice – they set sail at their risk and peril. The pirogue is a metaphor for the country that is going adrift when the horizon has disappeared.“ Seit der Wirtschaftskrise hat sich die senegalesische Bevölkerung fast vervierfacht, wobei die Mehrheit unter 18 Jahre alt ist. Die Konkurrenz auf dem ohnehin schon schwachen Arbeitsmarkt ist daher zu groß, um echte Perspektiven zu haben, doch in Europa – da könne fast jeder Wunsch in Erfüllung gehen. Die Hoffnungen, die einige westafrikanische Migrierende in Europa stecken, decken sich mit denen von Tourés Figuren: „One wants to be a soccer star, another a musician, a third only has one leg and is seeking medical treatment, and many others simply want to find material success.“ Und diese Hoffnungen decken sich auch mit den Erwartungen ihres sozialen Umfelds: Familie, Nachbarn und Bekannte werten den Misserfolg derer, die es nach Europa geschafft haben, als ihr eigenes Versagen, während Fehlschlägen im Heimatland weniger Bedeutung beigemessen wird. Deshalb ist von den unmenschlichen Zuständen in Asylheimen und von Abschiebungen zuhause fast nichts zu hören und das schöne Märchen vom „european dream“ bleibt weitestgehend unangetastet.

Wie ein ziemlich böses Märchen funktioniert hingegen La Pirogue. Der Held verlässt seine Familie, um ihnen ein besseres Leben zu ermöglichen, doch sein Abenteuer ist weder persönlich bereichernd, noch ist es ergiebig. Unter freiem Himmel rückt er mit seinen Weggefährten zusammen – je weiter das Meer, desto intimer die Gespräche. Durch die klassische Erzählweise und der ansprechenden visuellen Gestaltung fesselt Touré den Zuschauer an sein Drama, das vom Trugbild Hoffnung berichtet. Diese Hoffnung verbindet alle Protagonisten miteinander, sie täuscht einen Ausweg aus ihrer Perspektivlosigkeit vor: „[T]hese young men live on hope and they know that whatever happens, it's better over there than it is here. And that's a terrible thing because it's there that things start going adrift.“

Unter den Reisenden befindet sich eine blinde Passagierin: Eine Frau hat sich unter die Männergruppe gemischt und ist offenkundig unerwünscht,

denn solch eine Fahrt sei für eine Frau einfach zu gefährlich. Die blinde Passagierin wird keine große Rolle mehr auf der Pirogue spielen, aber ihre bloße Gegenwart ist Touré wichtig: „It seemed to me important to show that African women are also capable of making choices, of carrying out brave acts, of taking risks like men.“ Nicht selten haben westafrikanische Frauen dieselben Ambitionen, ihrem Land den Rücken zu kehren, doch sich auf die Reise zu machen, bedingt entsprechendes Durchsetzungsvermögen. Da das Schiff schon abgelegt hat, darf diese Frau auf der Pirogue bleiben.

Als es im Sommer auf dem Münchner Filmfest um den besten ausländischen Film ging, da hat sich Touré gegen Cannes-Preisträger Jacques Audiard (Rust and bone, Belgien/Frankreich 2012) und gegen Oscar-Gewinnerin Andrea Arnold (Wuthering Heights, England 2011) durchgesetzt. Vielleicht sollte ja die Entscheidung der Jury, bestehend aus Filmproduzentin Judy Tossell, Schauspieler Udo Kier und Kameramann Ed Lachman, mehr Sensibilität für humanitäre Themen bewirken. Touré zeigt, dass sich die Migrationsthematik auch in der Fiktion durchaus nahegehend verpacken lässt. Ihn interessiert anstelle des Preises für Freiheit oder Frieden die Frage: Wie viel kostet die Hoffnung? Dabei deutet er wirtschaftliche und soziale Probleme in Westafrika nur an. Vielmehr zeigt er, wie begrenzt die Fiktion von der Realität erzählt, wenn sie starr einem klassischen Erzählmuster unterliegt: Zwischen Exposition, Höhepunkt und Katastrophe berichtet La Pirogue vor allem von enttäuschten Träumen statt von existentiellen Nöten.<

Gloria Stamm
studierte Theaterwissenschaft, Psychologie und Neuere Deutsche Literatur.
Zur Zeit arbeitet sie in Montreal für ein Filmproduktionsfestival.

Durch die Wüste





Herzlich willkommen.
*Das Saharonim detention center in
 der Negev-Wüste, August 2012*



Flüchtling – und kein „Eindringling“.
*Aktivisten plakatieren Poster mit den
 Portraits afrikanischer Flüchtlinge und
 diesem Slogan. Tel Aviv, Juni 2012*

In Israel machen Politikerinnen und Politiker sowie rechte Organisationen gegen die „infiltrators“ genannten afrikanischen Flüchtlinge mobil. Die andauernden Anfeindungen und Verleumdungen gipfelten diesen Sommer in gewalttätigen Ausschreitungen in Tel Aviv. Von Miriam Edding

Für Israel ist die gesellschaftliche Auseinandersetzung darüber, ein Aufnahmeland für Flüchtlinge aus Afrika zu sein, im Verhältnis zu Europa relativ neu. Erst seit 2005 kommen Flüchtlinge in nennenswerter Zahl über die ägyptische Sinai-Halbinsel nach Israel. Besonders für Menschen aus dem Sudan, die der extremen Gewalt in Darfur entkommen wollen¹, und aus der Militär-Diktatur Eritrea, die in allen Menschenrechtsindices einen der letzten Plätze einnimmt, ist Israel das nächste sichere und erreichbare Land. Bis zum Jahr 2012 sind durch den Sinai insgesamt etwa 60.000 Flüchtlinge nach Israel gelangt, allein 17.000 waren es im Jahr 2011. Die Zahlen haben auch deshalb zugenommen, weil die Europäische Union in den letzten Jahren erfolgreiche Kooperationen mit den alten autokratischen Regimes in Nordafrika installiert hatte, um die Migrationsrouten über den Maghreb und die Levante zu blockieren. Auch der Krieg in Libyen und die weitreichenden Veränderungen in der Region durch den „arabischen Frühling“ führten zur Verschiebung etablierter Wege für Flüchtlinge.

Historisch agierte Israel in Bezug auf Flüchtlingsrechte ambivalent: Aufgrund der jahrhundertelangen jüdischen Erfahrung von Diskriminierung und Antisemitismus war Israel bei der Formulierung der Genfer Flüchtlingskonvention 1951 maßgeblich beteiligt und einer der ersten unterzeichnenden Staaten. Andererseits führte die Flucht und Vertreibung von großen Teilen der vor 1948 ansässigen palästinensischen Bevölkerung dazu, dass sich Israel vor der UNO-Vollversammlung ständiger Kritik unter Verweis auf die Genfer Konvention ausgesetzt sah und eine Argumentation entwickelte, nach der palästinensische Flüchtlinge nicht unter die Flücht-

lingskonvention fallen. Wohl auch daher wurde das Regelwerk der Konvention bis heute nicht in israelisches nationales Recht überführt.

Weniger als ein Prozent anerkannte Flüchtlinge

Bis 2008 lag die Zuständigkeit für die Anerkennung von Flüchtlingen in Israel in den Händen des UNHCR, dem Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen. Seither wurde ein eigenständiges Asylverfahren etabliert, das aber von israelischen Flüchtlingsorganisationen stark kritisiert wird: Sie monieren, es sei strukturell so angelegt, dass faktisch so gut wie kein Asyl gewährt wird. Im Jahr 2010 wurden von 3.366 gestellten Asylanträgen nur acht positiv beschieden, das sind 0,24 Prozent und damit weniger als in Griechenland, dem „bad guy“ des europäischen Asylsystems. Statt ein individuelles

Asylverfahren durchzuführen, gewährt Israel den Flüchtlingen aus Eritrea und Sudan einen zeitlich begrenzten Schutzstatus. Diese „temporary group protection“ berechtigt aber weder zur Teilnahme am Arbeitsleben und am Gesundheits- oder Erziehungssystem noch bietet sie Schutz vor der Internierung in detention centers. Sie verhindert lediglich, dass die betroffenen Personen abgeschoben werden.²

„Reise aus der Hölle
durch die noch viel tiefere Hölle“³

Die faktische Abwesenheit eines funktionierenden Asylsystems ist für Flüchtlinge nach Israel besonders dramatisch. Der Sinai ist eine der brutalsten Migrationsrouten der Welt. Nur der Weg durch Mexiko ist für Migrantinnen und Migranten gefährlicher. Die Wüste Sinai ist ein schwer zu kontrollierendes Terrain – geographisch extrem unzugänglich, zu großen

Der Sinai ist eine der brutalsten Migrationsrouten der Welt

Teilen militärisches Sperrgebiet und durch die Vernachlässigung der ägyptischen Regierung rechtliches Niemandsland. So konnte sich ein Menschenschmuggler-Business etablieren, das auch die letzten Anhänger des „Fluchthelfer-Paradigmas“ im antirassistischen Lager eines Besseren belehren sollte. Da ohne professionelle Hilfe der Sinai nicht durchquert werden kann, sind die Flüchtlinge auf

**Die Internierungs-Kapazitäten
für Flüchtlinge sollen um 16.000
Plätze erweitert werden**

Schmuggler angewiesen, die ihre Situation auszunutzen, um möglichst viel Geld zu erpressen. Flüchtlinge werden systematisch gefoltert. So sollen Verwandte, die währenddessen angerufen werden

und die Schreie der Opfer mit anhören müssen, gezwungen werden, hohe Lösegelder zu bezahlen. Massenvergewaltigungen von Frauen sind genauso die Regel wie das Aufhängen an den Füßen oder das Quälen mit Elektroschocks.

Oft werden Flüchtlinge von einem Netzwerk an ein anderes weiter verkauft. Unbekannt ist die Zahl derjenigen, die ähnlich wie in Libyen zu Gaddafis Zeiten in der Wüste oder in den Schmugglergefängnissen gestorben sind, ohne dass je darüber berichtet wurde. Ägyptische Sicherheitskräfte haben nach Zeugenaussagen von Flüchtlingen seit Mai 2009 mindestens siebzehn Menschen bei dem Versuch erschossen, die Grenze nach Israel zu überqueren. Die Organisation *International Commission of Eritrean Refugees* ging im Mai 2012 von zweitausend Geiseln aus, die in den Camps der Schmuggler festgehalten werden. Durch die weitgehende Abwesenheit staatlicher Strukturen im Sinai nach dem Sturz Mubaraks und die verschärften Grenzschutzmaßnahmen Israels könnte sich die Situation noch zuspitzen. Denn seit dem Jahr 2010 verstärkt Israel seine Anstrengungen, „illegale Migration“ über den Sinai zu stoppen. Es wurde mit dem Bau eines Hochsicherheitszauns begonnen, der Ende 2012 fertig gestellt werden soll. Die Chance, Israel zu erreichen wird geringer, die Wahrscheinlichkeit, entweder von den Netzwerken erpresst zu werden oder in ägyptischen Gefängnissen zu landen, steigt.⁴

Das größte detention center der Welt

Anfang 2012 wurde von der Knesset das sogenannte Infiltration Law (Prevention of Infiltration Law – also ein Anti-Immigrations-Gesetz) gebilligt, dass diesen Juni in Kraft trat. Das Gesetz sieht vor, dass Menschen, die „illegal“ nach Israel eingereist sind, für drei Jahre oder mehr in detention centers inhaftiert werden dürfen. Einer Gerichtsverhandlung bedarf es hierfür nicht. Flüchtlinge aus sogenannten feindlichen Staaten wie zum Beispiel dem Sudan können sogar unbegrenzt eingesperrt werden – völlig unabhängig davon, ob sie tatsächlich eine Gefahr für die Sicherheit Israels darstellen oder nicht. Weiterhin sollen die Internierungs-Kapazitäten für Flüchtlinge um 16.000 Plätze erweitert werden. Das Hochsicherheitsgefängnis Ketziot wird zurzeit ausgebaut, so dass bis zu 10.000 Flüchtlinge dort untergebracht werden können – damit würde es zu einem der größten detention centers der Welt. Übergangsweise wird der Ausbau der Haftplätze durch den Bau einer Zeltstadt vorangetrieben, die kürzlich allerdings vom Sozialministerium aus humanitären Gründen für ungeeignet erklärt wurde, um Flüchtlinge für längere Zeit aufzunehmen. Nach dem neuen Gesetz sollen Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber, die „infiltrators“ einstellen, bestraft werden. Ursprünglich sah das Infiltration Law sogar vor, dass auch Menschen, die „illegale“ Migrantinnen und Migranten unterstützen, mit bis zu fünf Jahren Gefängnis bestraft werden können. Diese Klausel wurde aber nach öffentlichen Protesten zurück genommen.

„Until our hearts are completely hardened
– bis unsere Herzen sich völlig verhärten“

Die Gesetzes-Offensive wird begleitet von einer Hetzkampagne gegen Flüchtlinge. Neben der auch in Europa immer wieder bemühten Argumentation, es handele sich ausschließlich um Arbeitsmigrantinnen und -migranten (die aber in Israel besonders unzutreffend ist, da über 80 Prozent der Migrantinnen und Migranten aus dem Sudan und Eritrea kommen und in beide Länder nach internationalen Standards nicht abgeschoben werden darf) und den altbekannten, überall auf der Welt verbreiteten rassistischen Stigmatisierungen (Flüchtlinge würden Aids übertragen, Frauen vergewaltigen und die Kriminalitätsrate steigern) kommt in Israel eine besondere Argumentation hinzu: orthodoxe und nationalistische Kreise heben immer wieder hervor, dass Israel keine nicht-jüdischen Flüchtlinge aufnehmen sollte, da sie den jüdischen Charakter des Staates bedrohten. Justizminister Jaakov Neeman, Mitglied der ultrarechten Partei

„Unser Haus Israel“ (Jisra'el Beitenu), äußerte in einem Interview, afrikanische Migranten einzustellen sei anti-zionistisch und Premier Netanjahu findet, dass „Flüchtlinge eine Bedrohung des empfindlichen demographischen Gefüges darstellen, auf dem Israel basiert.“ Die Likud-Abgeordnete Miri Regev bezeichnete die Flüchtlinge gar als „Krebsgeschwür in unserem Körper“. Innenminister Eli Jischai von der orthodoxen Schas-Partei sieht den Staat Israel durch die „infiltrators“ in Gefahr und versprach wiederholt, alle afrikanischen Flüchtlinge einzusperren, um sie dazu zu bringen, das Land zu verlassen.⁵

Dieser von vielen israelischen Menschenrechtsorganisationen als Hate-Speech bezeichneten Propaganda folgten im Mai 2012 auch Taten. Nach einer von rechten Gruppen organisierten Demonstration gegen afrikanische Immigrantinnen und Immigranten im Süden Tel Avivs, an der auch mehrere Abgeordnete der Regierungskoalition teilnahmen, kam es zu gewalttätigen Ausschreitungen, in deren Zuge Geschäfte und Autos von Sudanesischen und Sudanese angezündet wurden.

Alle einsperren und abschieben?

Daraufhin setzten sich mehrere israelische Bürgermeister dafür ein, alle afrikanischen Flüchtlinge abzuschicken. Diese Forderung ist nach internationalem Recht und bisheriger israelischer Rechtsprechung kaum umzusetzen. Allerdings wurde im Sommer mit Abschiebungen in den Südsudan begonnen, der von Israel trotz der nach wie vor instabilen Situation des neuen Staates als sicher eingestuft wird. Innenminister Jischai meint es offensichtlich ernst mit seiner immer wieder geäußerten Ankündigung, alle afrikanischen Flüchtlinge zur Ausreise zwingen zu wollen: Ab Ende Oktober wollte er alle sudanesischen Flüchtlinge in die neu errichteten detention centers in der Negev-Wüste internieren lassen. Ein Jerusalemer Gericht hat diese Verfügung aufgrund der Klagen von Menschenrechtsorganisationen aber für unzulässig erklärt.⁶

Die Verteidigung der Rechte von Flüchtlingen vor israelischen Gerichten ist eines der Hauptaktionsfelder von flüchtlingspolitisch aktiven NGOs. Die „Hotline for Migrant Workers“ hat zusammen mit anderen Gruppen immer wieder erfolgreich geklagt,

Auch bei dem Angriff auf Menschenrechtsgruppen leisten rechte Politikerinnen und Politiker verbalen Beistand



Foto: Yotam Ronen/Activestills

um die Vorstöße der Regierung, geltendes israelisches Recht für Flüchtlinge zu ignorieren, zurückzuweisen. Aber die Arbeit von Menschenrechts- und Flüchtlingsorganisationen findet in einer polarisierten Stimmung statt. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Hotline erhielten Drohbriefe, nachdem sie die rassistischen Ausschreitungen in Tel Aviv auch in internationalen Medien massiv kritisiert hatten. Und auch beim Angriff auf Menschenrechtsgruppen leisten rechte Politikerinnen und Politiker verbalen Beistand. Die Kadima-Abgeordnete Julia Shmuelov forderte in der Knesset-Debatte, die den Ausschreitungen in Tel Aviv folgte, dass „Menschenrechtsaktivisten zusammen mit den von ihnen unterstützten Flüchtlingen ins Gefängnis geschickt werden sollten.“⁷

Hungerstreik von Flüchtlingen

Ende Oktober organisierten sudanesischen Frauen im Gefängnis Saharonim einen Hungerstreik gegen die Internierungspläne von Innenminister Jischai, an dem sich über 400 Gefangene beteiligten. Auch eine Demonstration von Flüchtlingen und Unterstützungsgruppen in Tel Aviv fand ein reges

Presseecho. Die gesellschaftliche Debatte um den Umgang mit Flüchtlingen ist für die Rechte noch nicht gewonnen, auch da sich israelische Gerichte bisher dem Druck der Politik nicht beugen. Israels linke Zivilgesellschaft lässt sich auch in dem bedrohlichen Klima, das durch viele Mitglieder der extrem rechten Regierungsparteien in Zusammenspiel mit ultranationalistischen und -orthodoxen Gruppen

Proteste gegen Rassismus und die Flüchtlingspolitik der israelischen Regierung in Tel Aviv, Juli 2012

Miriam Edding
*arbeitet für die
 Stiftung :do. Ihre
 Arbeitsschwerpunkte
 sind die Arbeit
 transnationaler
 Netzwerke gegen das
 europäische
 Migrationsregime
 und die Situation an
 den EU-Außengren-
 zen.*

seit Jahren geschürt wird, nicht unterkriegen. Aber die Entwicklung seit 2010 gibt Anlass zu großer Besorgnis und zeigt, wie massiv Flüchtlingsrechte mit Füßen getreten werden können, wenn rechte bis rechtsextreme Parteien an der Regierung zusammen mit nationalistischen und chauvinistischen Gruppen auf der Straße agieren.

Flüchtlingsaktivistinnen und -aktivisten in Europa sollten die Entwicklungen in Israel sehr genau verfolgen und die Diskussion mit den israelischen Gruppen suchen. Trotz der Unterschiede im europäischen und israelischen Migrationsregime gibt es große Gemeinsamkeiten. Auch in Griechenland wird deutlich, wie rasant das Zusammenspiel der im Parlament vertretenen rechtsextremen Partei Goldene

Morgenröte⁸ mit rassistischen Polizeikräften und der nationalistischen Stimmung in Teilen der durch die Wirtschaftskrise polarisierten Bevölkerung dazu führen kann, dass die ohnehin schon dünne menschenrechtliche Tünche des europäischen Umgangs mit Flüchtlingen und Migrantinnen und Migranten völlig schwindet.<

¹ Der Bürgerkrieg im Sudan, der mit der Gründung des neuen Staates Südsudan seinen vorläufigen Endpunkt gefunden hat, gilt als einer der tödlichsten Kriege der letzten Jahre. Nach Angaben der Vereinten Nationen sind bei den Kämpfen in Darfur um die 300.000 Menschen ermordet worden; 2,5 Millionen wurden vertrieben und leben zum größten Teil als Binnenflüchtlinge weiterhin im Sudan.

² Für mehr Informationen über das völlig mangelhafte israelische Asylverfahren siehe: Berman, Yonatan (veröffentlicht von Hotline for Migrant Workers): *Until our hearts are completely hardened. Asylum Procedures in Israel*, Tel Aviv 2012. Volltext: http://hotline.org.il/english/pdf/asylum_procedures_2012_eng.pdf

³ Zitat eines Eritreers über seine Erlebnisse auf dem Sinai; Tagesspiegel vom 8.9.2012, <http://www.tagesspiegel.de/politik/flucht-ueber-den-sinai-von-hoelle-zu-hoelle/7109234.html>

⁴ Zu Zeugenaussagen von Flüchtlingen zur Situation auf dem Sinai siehe: Keren, Ella (veröffentlicht von Hotline for Migrant Workers): *„The Dead of the Wilderness“, Testimonies from Sinai Desert, 2010*, Tel Aviv 2011. Volltext: http://www.ardc-israel.org/sites/default/files/testimonies_from_sinai_1220_10.pdf

⁵ Zitiert nach Haaretz vom 30.10.2012: <http://www.haaretz.com/newsnational/yishai-african-migrants-must-be-jailed-convicted-to-leave-premium-1.473099>. Für eine

detaillierte Auflistung rassistischer Äußerungen rechter Politikerinnen und Politiker siehe: Tsurkov, Elizabeth (veröffentlicht von Hotline for Migrant Workers): *„Cancer in Our Body: On Racial Incitement, Discrimination and Hate Crimes against African Asylum Seekers in Israel, January-June 2012“*, Tel Aviv 2012. Volltext: http://www.hotline.org.il/english/pdf/IncitementReport_English.pdf

⁶ Mya Guarnieri in +972 Mag vom 8.11.2012: <http://972mag.com/state-to-court-no-govt-approval-for-yishais-plan-to-arrest-sudanese-en-masse/58437/>

⁷ Omri Efraim in Ynetnews vom 29.5.2012: <http://www.ynetnews.com/articles/0,7340,L-4235732,00.html>

⁸ Die Zustimmung in der griechischen Bevölkerung für die rechtsextreme Partei nimmt ständig zu. Siehe Der Spiegel vom 6.9.2012: <http://www.spiegel.de/politik/ausland/goldene-morgenroete-immer-mehr-rechtsextreme-in-griechenland-a-854280.html>

Mit dem Messer der Kritik zum faulen Kern



Noborder und kritische Theorie

Das Projekt einer Abschaffung von Migrationskontrollen gilt heute als naiv, als im schlechten Sinne utopisch. Eine kritische Theorie der Migrationspolitik kann dazu beitragen, dieses Projekt sagbar und vertretbar zu machen. Von Fabian Georgi

Seit der Weltwirtschaftskrise der 1970er Jahre haben die Industriestaaten des Globalen Nordens ihre Migrationskontrollen immer weiter verschärft. Tausende von Toten fordert ihr unerklärter Krieg gegen Flüchtlinge und Wanderarbeiterinnen und Wanderarbeiter Jahr für Jahr. Sie überziehen die Erde mit Visaregimen, Abschiebeknästen und biometrischen Kontrollen und sie träumen davon, menschliche Mobilität zu „managen“. Obgleich es ihren Kontrollinstitutionen nicht gelingt, die Mobilität zu stoppen, illegalisieren und entrechteten sie Millionen. Viele Menschen, bis weit in den liberalen Mainstream hinein, empfinden Unbehagen und Scham, Trauer und Zorn, wenn sie an diese Folgen denken. Seit Beginn der 1980er Jahre kritisieren Kirchen, NGOs und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler diese Politik im Namen von Flüchtlingsschutz und Menschenrechten. Doch ihre „sentimental humanitäre Sprache“, so formulierte schon Hannah Arendt polemisch, unterscheidet „sich oft nur um ein Geringes von den Broschüren der Tierschutzvereine“. Ihrer menschenrechtsorientierten Kritik gelang es nicht, die repressive Tendenz der Migrationspolitik zu brechen.

In Reaktion auf ständige Verschärfungen radikalisierten migrantische Basisorganisationen und antirassistische Gruppen ihre Kritik. Sie fordern „Bleiberecht für Alle“, „globale Bewegungsfreiheit“ und „No Border! No Nation!“. Sie lehnen Migrationskontrollen grundlegend ab, begreifen es als legitim, wenn Menschen durch Migration Schutz und ein besseres Leben suchen, und verstehen es als ungerecht, diese Mobilität zu stoppen. Ihrer Kritik liegt ein „Existenzialurteil“ (Max Horkheimer) zugrunde, das sich grob so formulieren lässt:

Staatliche Migrationskontrollen sind tödlich. Sie sind ungerecht und zutiefst unmenschlich. Faire und humane Kontrollen sind unmöglich. Migrationskontrollen sind keine Naturnotwendigkeit. Sie sind menschengemacht und sie müssen und *können* abgeschafft werden.

Diese Noborder-Kritik ist inspirierend und oft kaum mehr als eine Provokation. Häufig bleibt unklar, was damit genau gemeint ist. Es bleibt unklar, wie man ein solch weitreichendes Projekt gegen die unweigerliche Ablehnung rechtfertigt und was die Bedingungen für eine Welt ohne Grenzen wären. Wie etwa hängen Migrationskontrollen und Kapitalismus zusammen und wie somit die Kämpfe gegen sie? Der vorliegende Text¹ nimmt Begriffe der kritischen Theorie zum Ausgangspunkt, um Bedingungen und Methoden einer radikalen Kritik von Migrationskontrollen etwas klarer zu machen.

Verankerung in den Kämpfen

Beginnen lässt sich mit der Frage, wie eine Noborder-Kritik zu begründen und rechtfertigen ist. Klar scheint, dass sie nicht „objektiv“ begründet werden kann, nicht durch Religion, Metaphysik, Naturrecht oder einen Klassenstandpunkt. Sie muss auf andere Art in der Wirklichkeit verankert werden. Materialistische Kritik seit Marx hat diese Verankerung in den wirklichen Bewegungen und Kämpfen gesucht, die mit realen gesellschaftlichen Widersprüchen verbunden sind. Für Friedrich Engels war sozialistische Theorie „weiter nichts als der Gedankenreflex“ (MEW 20, 211) auf die in den kollektiven Klassenkämpfen der Arbeiterinnen und Arbeiter aufscheinenden Widersprüche, auf die darin hervorgebrachten

¹ Die hier dargestellte Argumentation wurde zuerst entwickelt in: Georgi, Fabian/Schatral, Susanne: *Towards a Critical Theory of Migration Control*, in: Geiger/Pécoud (Hg.): *The New Politics of International Mobility*. IMIS-Beiträge 40, Osnabrück 2012, 193–221. Volltext: <http://www.imis.uni-osnabrueck.de/pdf-files/imis40.pdf>

Formen der sozialen Kooperation, auf die Ideen, Gefühle und Erfahrungen einer Solidarität, die Mittel zur Überwindung der bestehenden Ordnung war und zugleich als Zweck über diese Ordnung hinauswies. Marx sah es als Aufgabe kritischer Intellektueller, die in den Kämpfen implizite Kritik explizit zu machen. „Wir treten dann nicht der Welt doktrinär mit einem neuen Prinzip entgegen: [...] Wir entwickeln der Welt aus den Prinzipien der Welt neue Prinzipien.“ (MEW 1, 343). In ähnlicher Weise sollte eine Kritik der Migrationspolitik entwickelt werden in Auseinandersetzung mit historischen und aktuellen Bewegungen der Migration und mit den Kämpfen gegen ihre Kontrolle. Die kritische Theorie der Migrationspolitik ist eine reflektierende, nicht nur widerspiegelnde, gedankliche Reaktion auf diese Kämpfe. Sie ist durch die Kämpfe in der Wirklichkeit verankert und sie findet in ihnen nicht nur ihren Antrieb und ihre Begriffe und Fragen, sondern auch eine nicht-letztgültige Rechtfertigung.

Immanente Kritik I: Linksliberal

Auf dieser Basis lässt sich die Kritik der Migrationspolitik weiter entfalten, zunächst mit Hilfe einer zentralen Methode kritischer Theorie, der sogenannten „immanenten Kritik“, die Widersprüche zwischen Realität und Idealen einer Gesellschaft kenntlich macht, das Auseinanderklaffen von Verfassungsnorm und Verfassungswirklichkeit. Flüchtlings-NGOs und

Es kann souveräne Nationalstaaten nicht geben ohne die permanente gewaltsame Ausgrenzung von Menschen anderer Staatsangehörigkeit

linksliberale Migrations-Expertinnen und -Experten wenden diese Methode auf eine spezifische Weise an. Erstens operieren sie auf der Ebene des Rechts und bekämpfen staatliche Abschiebungen und Push-Back-Operationen im Mittelmeer auf juristi-

ischem Weg. Zweitens verweisen sie in zahllosen Berichten detailliert auf die Widersprüche zwischen der unmenschlichen Realität und dem Ideal von „rechtbasierten“ Kontrollen, die voll übereinstimmen mit einer großzügigen Interpretation aller Gesetze, Konventionen und Abkommen zum Schutz der (Menschen-)Rechte von Flüchtlingen und Migrantinnen und Migranten. Drittens kritisieren sie, dass staatliche Kontrollinstitutionen wie Frontex intransparent arbeiten und nur ungenügend parlamentarisch und öffentlich überwacht werden können.

Kurz: Die linksliberale Kritik will den Staatsapparat der Migrationskontrolle eine parlamentarisch-völkerrechtliche Kandare anlegen. Für Johannes Agnoli war derartige immanente Kritik nicht überholt, sondern dauerhaft berechtigt, „ihre Aufgabe ist keineswegs zu Ende; ihr Kampf geht vielmehr in dem gleichen Maße weiter, wie Normen permanent durchbrochen“ werden. Doch zugleich ist die linksliberale Kritik mehrfach begrenzt. Sie ignoriert jene Verhältnisse, die das Elend der Migrationskontrollen notwendig hervorbringen. Souveräne Nationalstaaten dürfen entscheiden, wer auf ihr Territorium einreisen, wer dort bleiben darf – und wer nicht. Sie dürfen ihre Grenzen kontrollieren, auch gewaltsam. Sie dürfen „unerwünschte Ausländer“ abweisen und abschieben. Wie es keine Atomkraftwerke ohne Atom Müll, keinen Kapitalismus ohne Krisen geben kann, so kann es souveräne Nationalstaaten nicht geben ohne die permanente gewaltsame Ausgrenzung von Menschen anderer Staatsangehörigkeit. Fixieren, filtern, entrechten, und abschieben – werden diese Zwecke staatlicher Migrationskontrollen nicht grundlegend und unmissverständlich in Frage gestellt, schneidet das Messer der Kritik am faulen Kern der Migrationspolitik vorbei. Die linksliberalen Strategien sind berechtigt und notwendig. Und zugleich stärken und legitimieren sie die Ordnung, aus der die gewaltvollen Kontrollen notwendig hervorgehen. Dieser Widerspruch ist auszuhalten. Mit ihm ist umzugehen. Mit Agnoli formuliert: Die linksliberale Kritik ist nicht gescheitert, aber „sie kreist inzwischen um sich selbst: ein endloser Prozeß des Protestes ohne Revolte.“

Immanente Kritik II: Die Verhältnisse zum Tanzen zwingen

Eine radikale Kritik von Migrationskontrollen muss die Methode der immanenten Kritik über ihre linksliberale Beschränkung hinaustreiben: Solange es massive Armut und Ungleichheit an Lebenschancen gibt, darf globale Bewegungsfreiheit nicht beschränkt werden. Das ethische Gut eines Lebens ohne materielle Not für alle Menschen übertrumpft die selbst-interessierten Einwände aus dem Globalen Norden. Und dies umso mehr, als Armut und Not im Globalen Süden direkte Folgen von Kolonialismus, Imperialismus und einer bis heute neokolonialen Weltwirtschaftsordnung sind. Die migrationspolitische Entrechtung von Menschen aus dem Globalen Süden stützt sich auf im Kolonialismus entstandene rassistische Muster. „Staatsbürgerschaft in westlichen liberalen Demokratien ist das moderne Äquivalent zu feudalen Privilegien – ein ererbter Status, der die

eigenen Lebenschancen massiv verbessert.“ (Joseph Carens)

Die Noborder-Kritik knüpft an frühere abolitionistische Kämpfe an, also an Kämpfe, die auf die vollständige Abschaffung großer Unrechtssysteme zielten. Wenn alle Menschen frei und gleich an Würde und an Rechten geboren sind, dann müssen alle Privilegien und Hierarchisierungen, die auf zufälligen oder ethisch irrelevanten Eigenschaften basieren, abgeschafft werden. Die großen Emanzipationskämpfe gegen Feudalismus und Sklaverei wurden auf dieser Grundlage geführt, ähnlich die Kämpfe gegen Kastensysteme, patriarchale Unterdrückung, die rassistische Entrechtung nicht-Weißer Menschen und die heteronormative Diskriminierung von LGBTI. In der Vergangenheit dachten vor allem Weiße Menschen, dass Schwarze Menschen *natürlich* nicht die gleichen Rechte haben können wie sie. Männer dachten, dass Frauen ihnen *selbstverständlich* untergeordnet seien. Und heute denken die Staatsbürgerinnen und Staatsbürger des Globalen Nordens, dass die Menschen des Globalen Südens *logischerweise* an Grenzen gestoppt und abgeschoben werden dürfen. Das Noborder-Projekt kritisiert die scheinbare Selbstverständlichkeit von Migrationskontrollen als eine weitere willkürliche und nicht-rechtfertigbare Hierarchisierung von Menschen. Deshalb zielt das Projekt nicht auf eine „progressive Migrationspolitik“, nicht auf „humane“ und „faire“ Kontrollen. Es zielt auf ihre Abschaffung.

Kritik als radikales Kontextualisieren

Doch kritische Theorie erschöpft sich nicht in solch zugespitzter Anrufung ethischer Normen. Immanente Kritik erkennt letztlich die „Verlötung von Norm und Wirklichkeit“ (Agnoli). Kritik muss betrieben werden als an die Wurzel gehende Analyse. Als *Kritik der Politik* muss sie verständlich machen, welche sozialen, ökonomischen und politischen Prozesse, welche Kämpfe und sozialen Kräfte den kritisierten Gegenstand historisch hervorgebracht haben. Sie muss radikal kontextualisieren.

Die Menschen, deren Migration die Industriestaaten ab den 1980er Jahren zunehmend restriktiv „managen“ wollten, reagierten mit ihrer Mobilität zu großen Teilen auf die Folgen von Prozessen, welche die Staaten des Globalen Nordens selbst mit initiiert hatten, um die kapitalistische Strukturkrise der 1970er Jahre zu überwinden. Um dem überakkumulierten Kapital neue Anlagemöglichkeiten zu bieten und die Profitraten zu steigern wurden in heftig umkämpften

Prozessen in großen Teilen der Peripherie Politiken durchgesetzt, die zu einer „Akkumulation durch Enteignung“ (David Harvey) führten – häufig organisiert durch Bündnisse zwischen lokalen Eliten und IWF und Weltbank: lokale Märkte wurden der Weltmarktkonkurrenz geöffnet; Landwirtschaft wurde industrialisiert und Millionen Kleinbäuerinnen und Kleinbauern mussten in die Slums der neuen Mega-Städte ziehen; öffentliche Güter wurden privatisiert (Wasser, Gesundheit, Bildung) oder zusammengestrichen (Sozialprogramme, Subventionen für Grundnahrungsmittel); natürliche Lebensgrundlagen wurden überbaut, zerstört oder vernutzt. Hunderte von Millionen Menschen wurden vertrieben oder proletarisiert. Weitere Millionen flohen vor Repression und Bürgerkriegen, die häufig mit diesen „Reformen“ einhergingen. Einige dieser Menschen reagierten mit einer vom Globalen Norden nicht-intendierten, eigensinnigen und relativ autonomen Mobilität. Als Flüchtlinge und Wanderarbeiterinnen und -arbeiter versuchten sie, im Globalen Norden Schutz, Arbeit und ein (etwas) besseres Leben zu finden.

Der national-soziale kapitalistische Staat

Die Bevölkerungen des Globalen Nordens reagierten überwiegend restriktiv auf diese Mobilität. Diese Reaktionen hatten eine strukturelle Qualität. Seit Ende des 19. Jahrhunderts, und insbesondere nach der Großen Depression und dem Zweiten Weltkrieg wandelten sich die Länder des Globalen Nordens in umkämpften Prozessen zu „national-sozialen Staaten“ (Étienne Balibar), die Sozialpolitik und Nationalismus mit dem Effekt kombinierten, die explosiven Widersprüche kapitalistischer Verge-sellschaftung zu regulieren, zu prozessieren. Der national-soziale Wohlfahrtsstaat, so Balibar, war historisch „absolut unentbehrlich“, um die durch soziale Kämpfe zerrissenen kapitalistischen Gesellschaften zu stabilisieren und so die politische Herrschaft in Form nationaler Einzelstaaten zu organisieren, eine notwendige Bedingung der Hegemonie wechselnder Kapitalfraktionen überhaupt.

Migrationskontrollen sichern die „imperiale Lebensweise“ im Globalen Norden

Die Bevölkerungen des Globalen Nordens wurden zunehmend von „ihren“ national-sozialen Staaten abhängig, von ihren öffentlichen Bildungs-, Gesundheits- und Sozialsystemen, und von staatlich regulierten Verhandlungen über Löhne und Arbeitsbedin-

gungen. Es entstand eine „objektive Abhängigkeit des Individuums vom Schicksal ‚seines‘ Staates in der Weltmarktkonkurrenz“ (Ums Ganze). Doch um zu funktionieren, mussten diese national-sozialen Staaten Nicht-Staatsangehörige von ihrem Territorium ausschließen, entfernen oder, was häufig vorkam, sie abgestuft entrechten. Staatsangehörigkeitsrecht und Migrationspolitiken organisieren diese Ausgrenzung. Sie sichern die „imperiale Lebensweise“ (Ulrich Brand/Markus Wissen) im Globalen Norden, die auf weltweitem Zugriff auf Ressourcen, Räume und Arbeitskraft andernorts basiert. Migrationskontrollen sichern diese Lebensweise, indem sie die massiven sozialen Ungleichheiten des Weltsystems gewaltsam in getrennte Territorien fixieren. Deshalb unterstützten die Bevölkerungen des Globalen Nordens die Existenz und ständige Anpassung von Migrationskontrollen beinahe instinktiv, vorbewusst. Migrationskontrollen besitzen eine tiefe Hegemonie. Sie sind Teil des Staatsfetisch. Wie der Staat insgesamt erscheinen sie „dem Alltagsbewusstsein als selbstverständliche und unhintergehbare Voraussetzung individueller Existenz.“ (Ums Ganze) Offene Grenzen und gleiche Rechte für alle sind im Rahmen national-sozialer kapitalistischer Staaten nicht möglich.

² „WeltarbeiterInnen-klasse“ (Marcel van der Linden) ist ein analytischer und politischer Begriff. Er beschreibt die Einsicht, dass die Zusammensetzung und die Lebens- und Kampfbedingungen der verschiedenen, vermeintlich „nationalen“ ArbeiterInnenklassen unhintergebar zusammenhängen. Sie sind Teil desselben kapitalistischen Weltsystems. Zugleich verweist der Begriff politisch auf eine internationalistische Perspektive.

Große Teile der Bevölkerungen des Globalen Nordens reagierten ab den 1980er Jahren unter anderem auch deshalb besonders scharf auf die subalterne Mobilität, weil sie selbst durch neoliberale Reformen unter Druck standen: Als Reaktion versuchten diese privilegierten Sektoren der „WeltarbeiterInnenklasse“², ihre imperiale Lebensweise unter anderem durch repressiv ausgebaute Migrationskontrollen abzusichern. In einer rassistisch geprägten Dynamik forderten und unterstützen sie Grenzkontrollen, Entrechtung und Abschiebungen, um die migrantische Konkurrenz um Jobs, Wohnraum und Sozialleistungen auszuschalten.

„Migrationsmanagement“ als Teil von Arbeitskraftregimen

Kapitalistische Akkumulation beruht immer auf weiteren Herrschaftsverhältnissen. Rassismus legitimiert(e) Kolonialismus, Sklaverei und ethnisch segregierte Arbeitsmärkte. Sexismus organisiert(e) „kostenlose“ oder billige (Reproduktions-)Arbeit von Frauen. Diese Herrschaftsverhältnisse artikulierten

sich seit der Entstehung des kapitalistischen Weltsystems im 16. Jahrhundert unter anderem in einer Abfolge von Arbeitskraftregimen, die trotz aller Unterschiede auf dasselbe Problem reagierten: den Bedarf an Arbeitskraft, möglichst billig, flexibel und kontrollierbar, und verfügbar, wann und wo kapitalistische Produktion beginnen soll. Koloniale Zwangsarbeit, Schuldknechtschaft, Sklaverei, das „Kuli-System“ und die Entrechtung von „Gastarbeitern“ stehen deshalb als Arbeitskraftregime trotz aller Unterschiede in einem historischen Zusammenhang. Die gegenwärtige Politik des „Migrationsmanagements“ kann als jüngster Versuch begriffen werden, Teile der WeltarbeiterInnenklasse abgestuft zu entrechten, dieses Mal durch ihre diskursive und staatlich-administrative „Migrantisierung“.

Im Effekt zielt „Migrationsmanagement“ auf ein System „globaler Apartheid“: Ähnlich wie in Südafrika soll die überwiegende Mehrheit subalternen beziehungsweise peripherer Bevölkerungen in ihren „Homelands“ fixiert werden, während Mobilität und Arbeitskraft nützlicher Gruppen durch Pässe, Visa und Grenzen strikt reguliert und selektiv in Wert gesetzt werden soll. Die Konsequenz ist, dass die meisten Menschen im Globalen Süden unmenschlichen Lebensbedingungen nur schwer entkommen können. Migrationskontrollen haben den Effekt, subalterne Bevölkerungen im Globalen Süden zu entmachten, ihre Stellung in den nationalen und internationalen Kräfteverhältnissen massiv zu schwächen – und so ihren inferioren Status zu verewigen. Globale Bewegungsfreiheit würde die Machtstellung der subalternen Fraktionen der WeltarbeiterInnenklasse dramatisch verbessern.

Praktische Kritik

Doch selbst solch radikale Interpretation ist „immer noch Gesinnung [...]“. Es genügt nicht, angesichts der Missstände die Zustände verantwortlich zu machen“ (Agnoli). Kritik muss praktisch werden. Die praktische Kritik von Migrationskontrollen findet täglich statt: Flüchtlinge und Wanderarbeiterinnen und -arbeiter überqueren Grenzen und eignen sich Rechte an; NGOs bekämpfen juristisch zahllose Abschiebungen; antirassistische Gruppen leisten Unterstützungsarbeit. Die kritische Theorie der Migrationspolitik ist mit diesen Anstrengungen verbunden; sie „ist nicht

Kritik muss praktisch werden

irgendeine Forschungshypothese, die im herrschenden Betrieb ihren Nutzen erweist, sondern ein unablässbarer Moment der Anstrengung eine Welt zu schaffen, die den Bedürfnissen und Kräften der Menschen genügt.“ (Max Horkheimer)

Das Projekt einer Abschaffung von Migrationskontrollen gilt heute als naiv, als im schlechten Sinn utopisch. Eine kritische Theorie der Migrationspolitik kann dazu beitragen, dieses Projekt sagbar und vertretbar zu machen. Sie kann helfen, besser verstehbar zu machen, wie es sich begründen lässt und wie es mit älteren abolitionistischen Bewegungen verbunden ist. Sie muss den Finger in die Wunde des Wissens über die nicht-aufhebbare Unmenschlichkeit der Kontrollen legen und auf die Grenzen linksliberaler Kritik hinweisen. Sie muss das Verständnis der (nicht zuletzt polit-ökonomischen) Zusammenhänge zwischen Migrationskontrollen, Kapitalismus und Rassismus vertiefen. Erst so ließe sich verstehen, welche umfassenden Bedingungen globale Bewegungsfreiheit hat und wie der Kampf darum mit anderen Emanzipationskämpfen verbunden ist.<

Fabian Georgi
ist wissenschaftlicher
Mitarbeiter am
Institut für Sozial-
forschung, Frankfurt
am Main. Er
engagiert sich bei
kritnet/Netzwerk
kritische Migrations-
und Grenzregime-
forschung.



Literaturliste

Agnoli, Johannes: *Von der kritischen Politologie zur Kritik der Politik* (1987), in: ders., *Die Transformation der Demokratie und verwandte Schriften*, Hamburg 2004, 193–202.

Arendt, Hannah: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, insb. Kapitel „Aporien der Menschenrechte“, München 2000.

Balibar, Étienne: *Kommunismus und (Staats)Bürgerschaft*, in: Alex Demirović et al. (Hg.), *Das Staatsverständnis von Nicos Poulantzas*, Baden-Baden 2010, 19–34.

Brand, Ulrich/Wissen, Markus: *Sozial-ökologische Krise und imperiale Lebensweise*, in: Alex Demirović et al. (Hg.), *Vielfachkrise*, Hamburg 2011, 79–94.

Carens, Joseph H.: *Aliens and Citizens: The Case for Open Borders*, in: *The Review of Politics* 49/2 (1987), 251–273.

Harvey, David: *Der neue Imperialismus*, Hamburg 2005.

Horkheimer, Max: *Traditionelle und kritische Theorie; & Nachtrag*, in: ders. (Hg.), *Traditionelle und kritische Theorie. Fünf Aufsätze*, Frankfurt a.M. 2003, 205–269.

Ums Ganze!: *Staat, Weltmarkt und die Herrschaft der falschen Freiheit. Zur Kritik des kapitalistischen Normalvolzugs*, 2009. Volltext: http://umsganze.org/media/Staatstext_web.pdf

van der Linden, Marcel: *Plädoyer für eine historische Neubestimmung der Welt-Arbeiterklasse*, in: *Sozial.Geschichte* 20/3 (2005), 7–28.



Ausgelagert

Zu spät gekommen...
Hungerstreik von „zu spät“ angekommenen Menschen
aus Darfur, die keinen Resettlement-Platz bekamen.



Kämpfe gegen die Perspektivlosigkeit in der tunesischen Wüste. Von Marvin Lüdemann

An der libysch-tunesischen Grenze existiert seit knapp zwei Jahren das Lager Choucha, in dem viele Flüchtlinge aus Libyen – zu einem großen Teil subsaharischer Herkunft - aufgenommen wurden. Das Lager untersteht der Verwaltung des UNHCR, die dort nach den organisationseigenen Kriterien Flüchtlinge für ihr Resettlementprogramm auswählt. Migrierende, die diesen Kriterien nicht genügen, werden zurück in die libysche Krise oder ihre Herkunftsländer geschickt oder verbleiben im Lager. Profiteur dieses Prozesses ist zweifellos die EU, die sich durch die selektive Aufnahme Einzelner die Menschenrechtsweste rein wäscht und zugleich weiß, dass die Tausenden in Choucha Verweilenden nicht als Bedrohung wahrgenommen werden, ganz im Gegensatz zu Migrierenden, die in Boote steigen, um sich in die Festung Europa einzuschleichen.

Der Libyenkrieg befreite die libysche Gesellschaft von einem tyrannischen Diktator, wackelte temporär an der Stabilität des europäischen Grenzregimes und zerstörte die Lebensgrundlagen von tausenden von Menschen nicht-libyscher Herkunft. Im Libyen Gaddafis nämlich waren Aufenthaltsgenehmigungen frei erwerbbar und für die meisten nach einiger Zeit der papierlosen Arbeit durchaus erschwinglich. Somit konnten sich viele Menschen aus Subsahara Afrika in Libyen eine Existenz aufbauen, sogar eigene Geschäfte eröffnen und Geld an ihre Familien schicken. Von dem relativen Reichtum Libyens wurde also durchaus über dessen Grenzen hinaus profitiert. Der alltägliche Rassismus der libyschen Gesellschaft war dazu der krasse Gegenpol. Viele Menschen bewegten die ständige Unsicherheit, willkürliche Verhaftungen, in libyschen Knästen drohende Folter und das Verschwinden Unzähliger in Lagern in den letzten Jahren dazu, von Libyen aus die riskante Reise über das Mittelmeer zu wagen.

Wie schon vor der Unterzeichnung der partnerschaftlichen Abkommen zwischen der EU und Libyen 2006 nutzte Gaddafi auch 2011 die klandestine, transmediterrane Migration als Druckmittel gegen die EU und als Antwort auf die NATO-Intervention im Libyenkrieg.

Bomben und Boote

Mit dem Krieg und dem Machtgewinn der selbsternannten Rebellen wuchs die Unsicherheit aller Schwarzer Menschen in Libyen. Ein Teil der Rebellen stellte Schwarze unter Generalverdacht, Söldner Gaddafis zu sein. Darüber hinaus herrschte durch Luftangriffe oder willkürliche Gefechte ständige Gefahr. Die Preise für die Überfahrt nach Europa hingegen waren trotz der hohen Nachfrage auf einem sehr niedrigen Stand. Dies lag maßgeblich daran, dass zumindest die Abfahrt nicht geheim vonstattengehen

musste, weil sie in ebendieser Phase von Gaddafi politisch gewollt war. Die libysche Küstenwache blieb tatenlos.

Somit wurde die durch Verträge mit Anrainerstaaten und die hohe Präsenz von Frontex und nationalen Küstenwachen erlangte relative Stabilität des euro-mediterranen Grenzregimes im Frühling 2011 ins Wanken gebracht. Neben den vor dem Krieg über das Mittelmeer Fliehenden, die von Gaddafi instrumentalisiert wurden, legten auch im benachbarten Tunesien wieder Tausende von Menschen ab, die den revolutionären Moment der polizeilichen Instabilität für sich nutzten und gen Italien reisten. Die hegemonialen europäischen Diskurse reagierten mit der üblichen rassistischen Rhetorik und konstruierten sich zu einem Opfer einer Flüchtlingswelle, die - zumindest diskursiv - naturkatastrophale Ausmaße anzunehmen schien. Bestärkt wurde diese Rhetorik durch den Tabubruch Frankreichs, die Schengener Freizügigkeit in Frage zu stellen und - zumindest temporär - wieder Grenzkontrollen einzuführen.

Wüstenlager als Externalisierungserfolg der EU

Vor diesem Hintergrund scheint es für die EU ein wahrer Glücksfall gewesen zu sein, dass sich das postrevolutionäre Tunesien schnell stabilisierte, zahlreiche Menschen dort hin flohen und das europäische Grenzregime so nicht auf einem direkten Weg herausforderten.

Auf tunesischer Seite nur wenige Kilometer von der libyschen Grenze entfernt, errichtete der UNHCR das Flüchtlingslager Choucha in einer tunesischen Militärbasis. Neben Choucha existierten im Grenzgebiet noch zwei Lager und weitere im Landesinneren. In Choucha bot der UNHCR seit März 2011 Schutz und die Möglichkeit im Refugee Status Determination (RSD)-Verfahren am Resettlement-Programm teilzunehmen.

Bis dahin gilt es jedoch in der Wüste in Zelten zu verharren, wozu die verbliebenen 3400 Menschen nun seit über einem Jahr gezwungen sind. Fernab von der staubigen Realität in der Wüste wird diese UNHCR-

Intervention trotz ihrer hohen Kosten als Glücksfall für die EU gelten. So waren in den 17 Monaten des Bestehens dieses Flüchtlingslagers etwa 200 000 Menschen dort. Die meisten von ihnen wurden entweder mit der IOM¹ (Internationale Organisation für Migration) zurück in ihr Herkunftsland geschickt, sind schon per Resettlement ausgeweis, warten auf ihr Resettlement oder wurden abgelehnt und sind ohne Perspektive. Immerhin jedoch sind kaum welche von ihnen in die Boote nach Italien gestiegen, die zu Hochzeiten der Libyenkrise beinahe täglich ablegten. Und damit ist das Lager Choucha ein unschätzbare Auslagerungserfolg der EU.

Pogrom im Flüchtlingslager

Im Mai 2011 gingen die Geflüchteten in Choucha das erste Mal auf die Straße, um für Perspektiven und Resettlement-Plätze zu kämpfen. Sie blockierten die Straße vor dem Lager, eine Lebensader der Lokalbevölkerung, die hauptsächlich von dem (durch den Libyenkrieg schon erheblich geschwächten) Grenzhandel lebt. Aufgebrachte Bürgerinnen und Bürger des benachbarten Ortes Ben Gardane reagierten darauf mit einem Angriff auf die Demonstrierenden, bei dem sich das tunesische Militär auf die Seite der Angreifenden stellte und in die Menge schoss. Im folgenden Verlauf wurden zwei Drittel des Lagers geplündert und niedergebrannt.

Bewohnende des Lagers erheben auch gegen das Militär schwere Vorwürfe, das willkürlich Menschen angeschossen und gezielt vermeintliche Führungspersönlichkeiten des Streiks gefoltert haben soll. Während des Pogroms durch die Lokalbevölkerung sind laut Angaben der Geflüchteten mindestens 20 Menschen entweder verbrannt oder auf anderem Wege getötet worden. Dem UNHCR zufolge gab es sechs Todesopfer – vier starben im Feuer und zwei durch einen umstürzenden Strommast.

Es gab keinerlei öffentliche Stellungnahmen des UNHCR zu den Vorkommnissen in dem von ihnen bereitgestellten Lager. Es gab keine kritische Aufarbeitung der Geschehnisse, weder mit Blick auf das Militär, noch bezogen auf die Lokalbevölkerung. Auch eine psychologische Unterstützung der teilweise

Das Lager Choucha – ein unschätzbare Auslagerungserfolg der EU

retraumatisierten Menschen in Choucha blieb vollkommen aus. Stattdessen müssen Geflüchtete, die immer noch in Choucha leben, damit umgehen, dass sie Soldaten begegnen, die vor Monaten noch auf sie schossen.

Auf die Lokalbevölkerung ist der UNHCR insoweit eingegangen, als dass er vielen Menschen ermöglierte, im Lager zu arbeiten. Letzteres entpuppte sich aus Sicht des UNHCR als großer Fehler. So fanden sich die Menschen, deren befristete Arbeitsverträge nach einiger Zeit ausliefen – eben auch aus dem Grund, dass das Lager von 20 000 auf unter 4000 Personen geschrumpft ist – Anfang dieses Jahres auf der Straße wieder, wo sie mit Blockadeaktionen und gezielten Angriffen auf UNHCR- und IOM-Fahrzeuge für ihren Joberhalt kämpften. Die Kämpfe der tunesischen Arbeiterinnen und Arbeiter führten dazu, dass die Lagerinfrastruktur zeitweise lahmgelegt war und das UNHCR-Personal über Wochen nicht ins Lager kam.

Den Streikenden gelang damit ein beachtlicher medialer Erfolg, von dem auch einige Geflüchtete, die in Choucha leben, mitbekamen. In dem Diskurs um die Situation der tunesischen Angestellten in dem Flüchtlingslager vermissten sie die Perspektive derer, die im Lager leben müssen. Also besuchten sie eine Pressekonferenz der Arbeiterinnen und Arbeiter beim *Forum Tunisienne pour les droits sociaux et économiques*² in Tunis Mitte März 2012 und machten ihre Perspektive hörbar. Nicht nur die Medien, sondern auch die tunesischen Aktivistinnen und Aktivisten konnten damit direkt angesprochen werden und ein Vernetzungsprozess kam in Gange, der die Stimme der Geflüchteten aus der Isolation im Wüstenlager in die Hauptstadt trug.

„Voice of Choucha“

Die Geflüchteten in Choucha erheben große Vorwürfe gegen den UNHCR, so sei das Verfahren des RSD nicht korrekt verlaufen und von Fehlern durchzogen. Da ist die Rede von parteiischen Übersetzenden, ebenfalls Geflüchteten, die einer verfeindeten Konfliktpartei angehören, ebenso von Besuchen und Konfrontationen mit Botschaftsangeestellten – also Beamtinnen und Beamten von Staaten, vor denen die Geflüchteten Schutz suchen – noch bevor deren Fälle überhaupt abgeschlossen waren. Andere erheben den Vorwurf, dass sie monatelang an der tunesisch-libyschen Grenze festgehalten wurden und der nur fünf km entfernte UNHCR sich nicht für

sie einsetzte. Stattdessen bekamen sie, als sie doch im Lager landeten, zu hören, dass es für „zu spät Gekommene“ keine Resettlement-Plätze mehr gäbe.

All diese Kritik der Geflüchteten in Choucha verbalisiert sich nun in dem Projekt *Voice of Choucha* (VOC), das von einigen Unzufriedenen angestoßen wurde, die ihrer perspektivlosen Situation in dem Wüstenlager ein Ende setzen wollen.³

Die Aktiven von *Voice of Choucha* sind seit der gesprengten Pressekonferenz in direktem Kontakt mit interessierten Akteuren der tunesischen Zivilgesellschaft, sowie europäischen Aktiven, die gemeinsam mit ihren Partnerinnen und Partnern in Tunesien diesen Sommer das Projekt „Boats for People“⁴ auf die Beine stellten, welches die europäische Migrationspolitik, die das Mittelmeer zum Massengrab für Migrierende macht, in den Fokus der Kritik nimmt.

Mit dieser Vernetzung und dem Gewinn an Selbstbewusstsein können die VOC-Aktiven dem UNHCR nun als politischer Akteur gegenüber treten. Legitimiert sind sie durch ein großes Plenum, zu dem alle vom UNHCR abgelehnten Communities - knapp 400 Personen - Delegierte schicken.

Am 14. Mai 2012 organisierten sie eine erste Demonstration in Choucha seit der Blockade im Vorjahr, auf die das Pogrom folgte. Die Menschen gingen mit der Forderung nach zügigem Resettlement für alle in Choucha Verweilenden auf die Straße und forderten die Selektionslogik des UNHCR stark heraus. Auf Gesprächsangebote des UNHCR reagierten die Demonstrierenden ablehnend mit der Begründung, dass sie seit über einem Jahr im Gespräch seien, die Vertreterinnen und Vertreter des UNHCR ihnen jedoch nicht zuhören würden und sie nichts zu verlieren hätten, weswegen sie auch keine Angst vor Repressionsandrohungen durch das Militär hätten. Die Demonstration hatte reine Symbolkraft, die aber dazu in der Lage war, dem UNHCR vor Augen zu führen, dass sich die Geflüchteten, vor allem die Abgelehnten, organisieren und in der Lage sind, sich aufzuheben und dem UNHCR ihre Kritik unmissverständlich aufzuzeigen. Seitdem im Oktober dieses Jahres die Lebensmittelausgabe an abgelehnte Asylsuchende eingestellt wurde, kündigten VOC-Aktive eine Intensivierung des Protests im Herbst und Winter an.⁵

Selektionslogik im Flüchtlingsschutzdiskurs

Der vom UNHCR dominierte Flüchtlingsschutzdiskurs, in dem die Kategorien „schützenswerter Flüchtling“ und „illegaler Migrant“ produziert werden, ist in Choucha eine schmerzhaft Realität.⁶ Nachdem der UNHCR viele Menschen abgelehnt hat, da sie keine Fluchtgründe nach der Genfer Flüchtlingskonvention hätten, sind die meisten von ihnen ausgereist, meist

mit dem Repatriierungsangebot von IOM zurück in ihr Herkunftsland. Etwa 400 vom UNHCR Abgelehnte verweilen jedoch im Camp und kämpfen für die Neuaufnahme ihrer Fälle und ihre Befreiung aus der Perspektivlosigkeit. Denn der Flüchtlingsstatus ist die einzige Möglichkeit, nicht illegalisiert zu migrieren. Bisher weigert sich

der UNHCR, ihre Fälle neu aufzunehmen und verweist darauf, dass sich die Abgelehnten nicht in ihrem Zuständigkeitsbereich befänden, sie nun illegal in Tunesien seien und die tunesische Regierung entscheiden müsse, was mit ihnen geschehen soll. Oftmals wurde vom UNHCR drohend hinzugefügt, dass bevor das tunesische Militär die Menschen in Abschiebehaft nimmt, sie doch die Angebote der IOM wahrnehmen sollten, oder freiwillig zurück nach Libyen reisen sollten, obwohl selbst UNHCR-Angestellte auf Nachfrage von uns nicht abstritten, dass Libyen immer noch unsicher und gerade für Schwarze gefährlich ist. Einige Geflüchtete erzählten uns, dass sie Freundinnen und Freunde hätten, die zurück nach Libyen gegangen seien. Zu niemandem von ihnen sei es möglich gewesen, den Kontakt zu halten, die meisten seien entweder in libyschen Knästen verschollen oder tot.

Wege aus der Perspektivlosigkeit

Für die verweilenden Abgelehnten sind also weder die Rückreise nach Libyen noch die Rückreise ins Herkunftsland eine Option. Doch auch die tunesische Regierung signalisierte jüngst, dass sie keinerlei Kapazitäten und Ambitionen hätte, die Verantwortung für die Abgelehnten zu übernehmen. Gleichzeitig wird ihnen aber auch die Reisefreiheit innerhalb Tunesiens verwehrt, weswegen die Geflüchteten zum Warten in der Wüste gezwungen sind, was viele von ihnen nicht akzeptieren und darum selbstbestimmt nach Alternativen suchen. So haben VOC-Aktive Berichte über ihre Situation verfasst und diese in Aktivistinnen-Kreisen der tunesischen Hauptstadt

verbreitet, sind direkt auf europäische Botschaften zugegangen, um ihnen von ihrer Perspektivlosigkeit, die nicht zuletzt durch das NATO-Bombardement im Libyenkrieg verursacht wurde, zu berichten und nach Aufnahmeoptionen zu fragen.

Eine konkrete Lösung für die abgelehnten Flüchtlinge in Choucha ist bisher nicht in Sicht, eine Maßnahme, die sie unterstützen könnte, wäre die Ausweitung des Resettlement-Programms. Denn selbst wenn die Aktivistinnen und Aktivisten hinter Voice of Choucha eine Neuaufnahme ihrer Fälle durchsetzen können, stünden keine weiteren Resettlement-Plätze zur Verfügung. Deutschland hat sich lediglich verpflichtet, 200 Menschen aus Choucha aufzunehmen. Sie kamen im September in Niedersachsen an. Eine politische Option in Deutschland wäre also die IM-Konferenz⁷ im Dezember zu nutzen, um die Innenminister mit Verweis auf die Kämpfe von „Voice of Choucha“ zu weiteren Aufnahmen zu drängen.<

Marvin Lüdem
verbrachte einige
Monate in Tunesien,
knüpfte Kontakte zu
den widerständigen
Geflüchteten aus
Choucha und ver-
folgt ihre Kämpfe
seitdem solidarisch.

¹ Die Internationale Organisation für Migration führt nach eigener Beschreibung „Migrationsmanagement zum Wohle aller“ durch und unterstützt den UNHCR in Choucha durch „freiwillige Rückreisen“ und die Organisation der Resettlement-Reisen.

² <http://www.ftdes.com/>

³ <http://voiceofchoucha.wordpress.com/>

⁴ <http://www.boats4people.org/>

⁵ Informationen hierzu gibt es unter: <http://voiceofchoucha.wordpress.com/> und sind unter choucha@riseup.net zu erfragen.

⁶ Die Ambivalenz des Flüchtlingsschutzdiskurses, der zum einen vor Verfolgung Fliehenden Schutz zusichern soll, gleichzeitig aber auch erst „illegale“ Migration schafft und rigide Migrationskontrollen legitimiert, unter denen auch (anerkannte) Flüchtlinge leiden, wird bspw. beschrieben in: „Migrationskontrolle durch Flüchtlingsschutz?“, Ratfisch & Scheel, Grenzregime, 2010

⁷ Infos zum Protest gibt es bei den Jugendlichen ohne Grenzen: <http://jogspace.net/>

Alles falsch

Im Berliner Verbrecher Verlag ist soeben eine Essaysammlung zu der von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer beschriebenen und kritisierten „Kulturindustrie“ erschienen. Als Einführung in die Sozialphilosophie Adornos ist das Buch nur bedingt geeignet. Empfehlenswert ist es dennoch. Von Anthony Houten



Dirk Braunstein,
Sebastian Dittmann,
Isabelle Klasen
(Hg.): Alles falsch.
Auf verlorenem
Posten gegen die
Kulturindustrie.
Verbrecher Verlag.
Berlin 2012. 320
Seiten. 15 Euro.

Es ist etwas Wahres daran: Die Veröffentlichung von „Alles falsch. Auf verlorenem Posten gegen die Kulturindustrie“ mag angesichts der Vielfalt an Sekundärliteratur zum Thema tatsächlich ein wenig verwundern. Die Entscheidung, dennoch sechs Texte zur „Kulturindustrie“ in einem eigenen Buch zu versammeln, ist der Annahme geschuldet, dass deren Publikation, so die Herausgeberin und Herausgeber im Vorwort, „andernorts vermutlich versagt geblieben wäre“. Schlechterdings sei es „üblich geworden [...], innerhalb der Kulturwaren zu differenzieren, um so deren vermeintliche Freiheitspotentiale zu entdecken“. Die Autorinnen und Autoren des Sammelbandes haben sich indes zum Ziel gesetzt, „die Kulturindustrie als das zu kritisieren, was sie ist: Produkt und zugleich Produzent des falschen Ganzen“.

Adorno-Industrie

Dirk Braunstein schafft es, mit seinem Essay durchaus zu illustrieren, was „Kulturindustrie“ ist, wie sie funktioniert – und zwar ausgerechnet am Beispiel der unzähligen Beiträge in deutschen Feuilletons anlässlich Theodor W. Adornos hundertsten Geburtstags. „Mit seiner Person haben die trostlosen Feierlichkeiten nichts zu tun, mit seiner Theorie der Kulturindustrie alles“, resümiert Braunstein. „Die Presse mit ihren willigen Helfern aus dem Philosophiegewerbe ist Teil *der* Kulturindustrie, die jene so gerne in den USA am Werke sehen [...]. Im New Yorker *Anbruch* ist noch die Rede von einer ‚Adorno-Industrie‘ im Hinblick auf die Vermarktung von Adornos Hundertstem, im *Spiegel* herrscht dagegen Freude, dass ‚neben der offiziellen Geschichte‘ die nun in die Öffentlichkeit gerückten Dokumente ‚nun auch den privaten Theodor Wiesengrund Adorno‘ zeigen. Wird dort Kritik daran geübt, dass die Apparatschiks der Kulturindustrie Adorno schlicht überrannt und gefleddert haben, wird hier ein

Einvernehmen darüber hergestellt, dass das Private öffentlich und das Öffentliche, alles, was man Werk nennen könnte, privateste Angelegenheit spinnerter ‚Adorniten‘ sei.“

Die Vorgeschichte

Isabelle Klasen stellt in ihrem Beitrag einige zentrale theoretische Annahmen Adornos vor und vergleicht sie mit denen Guy Debords, der einige Jahre später ebenso für sich beanspruchte, die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie auf der Höhe der Zeit zu formulieren. Beide Denker trieb das selbe Motiv: eine „Begierde des Rettens“, geboren aus der Verzweiflung an den gegenwärtigen, kapitalistischen Verhältnissen, die den Menschen zur „zweiten Natur“ geworden seien. Solange das Versprechen der Versöhnung von individueller, freier Selbstbestimmung und gesellschaftlichem Ganzen nicht eingelöst ist, befände sich die Menschheit, wie Adorno und auch Debord mit Marx feststellen, noch in der „Vorgeschichte“. Diese „Vorgeschichte“ könne überwunden werden, insofern der von Marx formulierte Imperativ geltend gemacht werde, „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“. Zwar bestimmen beide Theoretiker die Sphäre der Kultur als den einzig möglichen Ort, von dem aus sich ein solcher grundlegender gesellschaftlicher Umbruch noch denken lässt. Allerdings sei sie in der Phase des „Spätkapitalismus“ im Gegensatz zur liberalen bloßer Ausdruck der kapitalistischen Herrschaft.

Für beide Theoretiker ist der Marxsche Begriff des „Fetischcharakters der Ware“ ein zentraler Bezugspunkt. Guy Debord versucht in Anlehnung daran die aktuelle Gestalt gesellschaftlicher Irrationalität mit dem Begriff des „Spektakels“ zu fassen, Theodor W. Adorno hingegen begreift sie als

„Verblendungszusammenhang“, als dessen wesentliches Medium die „Kulturindustrie“ fungiere. Mit dem Begriff der „Kulturindustrie“ zielt Adorno auf alle jene Formen künstlerischer und kultureller Produktion, die im 20. Jahrhundert eine massenhafte Rezeption erfahren haben, das heißt auf Kino, Radio, Printmedien, Musikkonserven und Fernsehen.

Kultur als Ware

So sehr sich diese Zeitdiagnosen Adornos und Debords inhaltlich auch überschneiden, so sehr gehen ihre Einschätzungen hinsichtlich des kritischen Potentials der Kunst auseinander, wie Klasen betont. Adorno ist illusionslos: Dadurch, dass die Produkte der „Kulturindustrie“ nicht, wie Kunstwerke, *auch* Waren seien, sondern durch und durch Waren, sei der „Gesamteffekt der Kulturindustrie [...] der einer Anti-Aufklärung“. In ihr werde „Aufklärung, nämlich die fortschreitende technische Naturbeherrschung, zum Massenbetrug, zum Mittel der Fesselung des Bewusstseins. Sie verhindert die Bildung autonomer, selbstständiger, bewusst urteilender und sich entscheidender Individuen.“

Isabelle Klasens Aufsatz ist lesenswert, auch wenn an der ein oder anderen Stelle manches zu kurz kommt oder unklar bleibt. Letzteres sei, so Klasen, aber auch der Tatsache geschuldet, dass der Spektakel- und Bildbegriff in Debords Schriften selbst ein wenig diffus bleibt. Dennoch wird deutlich, dass Adorno wie Debord auf das mystifizierende und totalitäre Wesen der kapitalistischen Produktionsweise zielen, und nicht, wie im Fall Debords inzwischen häufig behauptet wird, auf die Allgegenwärtigkeit von Werbung und Medien. Ebenso wenig geht es Adorno darum, vermeintlich minderwertige Produkte einer „Massenkultur“ vom Standpunkt einer normativen bürgerlichen Ästhetik zu verdammen.

Keine Illusionen

Die meisten Beiträge des Sammelbandes setzen einen gewissen Kenntnisstand voraus. Etwas von beziehungsweise über Adorno und auch Marx sollte man gelesen haben, sonst könnte es schnell unverständlich werden in „Alles falsch“. Doch auch andere Autoren werden hier diskutiert. So arbeitet sich etwa Magnus Klaue in seinem Beitrag an den Thesen des Kultursoziologen Pierre Bourdieu, der in seinen „Feinen Unterschieden“ (1982) das Geschmacksurteil im Wesentlichen nur als Distinktionsgeste der bürgerlichen Klasse in den Blick nimmt, und an rezeptionsästhetischen Ansätzen ab. Dabei bezieht er

sich auch positiv auf Immanuel Kant. In seiner „Kritik der Urteilkraft“ (1790) beschreibt dieser den Doppelcharakter des Geschmacksurteils, in dem subjektive Erfahrung und objektiver Geltungsanspruch konvergieren. Geschmack sei aber, so Klaue, „tendenziell zu einer leeren Kategorie geworden“. Die heute übliche Verwendung der beiden Redewendungen „Über Geschmack lässt sich streiten“ und „Über Geschmack lässt sich nicht streiten“, die eigentlich jenen Doppelcharakter alltagssprachlich treffend zum Ausdruck gebracht hatten, meine „nur noch, dass man es von vornherein sein lassen sollte“. „Wo Dissens besteht, braucht nur in pluralistischer Begeisterung die ‚Vielfalt‘ der ‚Perspektiven‘ gelobt zu werden, und jede Diskussion erübrigt sich. Wer dennoch über Kunst streiten will, gilt als rechthaberischer, bürgerlicher, elitärer Eurozentrist – als jemand wie Kant also“, schreibt Klaue.

Christoph Hesse kontrastiert in seinem Essay „Der Film als Waffe“ die Einschätzungen Adornos mit denen Walter Benjamins. Adorno stellt in seiner Aphorismensammlung „Minima Moralia“ (1951) fest, er komme „[a]us jedem Besuch des Kinos [...] bei aller Wachsamkeit dümmer und schlechter wieder heraus“. Benjamin hingegen schätzte den Film wesentlich optimistischer ein. Dessen „Proklamationen über die Filmkunst“ aus dem Aufsatz „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ würden im Gegensatz zu Adornos Arbeiten noch fünfundsiebzig Jahre nach seiner erstmaligen Veröffentlichung als aktuell zitiert werden, schreibt Hesse. Dies erscheine „umso kurioser, als der Text im Jahr 1936 bereits ein anachronistisches Manifest war: ein als Vorspiel versprochenes Nachwort zu einer Revolution, deren Möglichkeit versäumt worden war“.

„Alles Falsch“ ist eine empfehlenswerte Essaysammlung, die sich aber nur bedingt als Einführung in die Sozialphilosophie Adornos eignet. Nur sollte man sich besser keine Illusionen machen, dass sie gelesen wird.<

Da geht's lang, Herr Wachtmeister!
...das rassistische Raster bei Polizeikontrollen
muss Geschichte werden...



Rassistische Raster

Nach dem erfolgreichen Abschluss der ersten Petition gegen „Racial Profiling“ startet Mitte November auf der Petitionsplattform des Deutschen Bundestages die zweite. Damit will die Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD-Bund e.V.) den Druck auf die Bundesregierung und die Abgeordneten erhöhen, um ein Verbot der verdachtsunabhängigen Kontrollen zu bewirken. Von Tahir Della und Jamie Schearer, ISD

März 2012: Das Urteil im „Racial Profiling“ Fall wird bekannt – *Der Spiegel, Frankfurter Rundschau* und andere Medien berichten. Im vorliegenden Fall war im Dezember 2010 ein junger Schwarzer Deutscher auf der Bahnstrecke Kassel/Frankfurt am Main von der Bundespolizei aufgefordert worden sich auszuweisen. Er hatte dies verweigert, weil er schon häufiger gezielt kontrolliert worden war, während *weiße* Mitreisende sich nicht ausweisen mussten. Daraufhin wurde er zur Personalienfeststellung auf das nächstgelegene Polizeirevier gebracht und strengte in der Folge eine Zivilklage gegen die Bundespolizei an. Die Klage wurde abgewiesen und das Verwaltungsgericht Koblenz schloss sich der polizeilichen Einschätzung an: Es sei legitim, den Kläger allein aufgrund seiner phänotypischen Merkmale zu kontrollierten. Auf Nachfrage antwortete der angeklagte Polizist, er spreche Leute an, die ihm „ausländisch“ erscheinen. Dies richte sich nach der Hautfarbe, aber auch danach, ob die reisende Person

Auf Nachfrage antwortete der angeklagte Polizist, er spreche Leute an, die ihm „ausländisch“ erscheinen.

Gepäck bei sich habe oder ob sie alleine irgendwo im Zug stehe. So wurde die Praxis des „Racial Profiling“ zum einen erstmalig als Handlungspraxis

eingestanden und zum anderen als angemessene Polizeiarbeit eingeschätzt.

Unter Generalverdacht

Dies widerspricht in gravierender Weise internationalen Menschenrechtsstandards. „Racial Profiling“ ist eine Form des institutionellen Rassismus und beschreibt die diskriminierende Verwendung von Zuschreibungen wie Hautfarbe, ethnischer oder religiöser Zugehörigkeit, Herkunft oder Sprache als Grundlage für Identitätskontrollen und Durchsuchungen ohne konkretes Indiz. Es wird seit Jahren von den unterschiedlichen zivilgesellschaftlichen Gruppen kritisiert und stellt für Schwarze Menschen und People of Color (PoC) kein neues Phänomen dar. Diese Art der Personenkontrollen werden regelmäßig von der Polizei in Zügen, an Bahnhöfen und Flughäfen sowie an anderen öffentlichen Plätzen durchgeführt, wobei Schwarze Menschen und PoC immer wieder zu Verdächtigen erklärt werden, die sich möglicherweise als Illegalisierte in Deutschland aufhalten. Damit wird die längst widerlegte Ansicht tradiert, dass sich Deutschland aus einer homogenen, *weißen* Bevölkerung zusammensetze. Diese Zuschreibungen sind und waren nie zeitgemäß und gehen an der gesellschaftlichen Realität Deutschlands vorbei. Den Menschen wird durch diese rassistische Polizeipraxis die Gleichheit vor dem Gesetz versagt, was verdeutlicht, dass sie in Deutschland auch im Jahr 2012 noch nicht als gleichgestellte Mitglieder der Gesellschaft betrachtet werden.



Neben interner Vernetzung und gemeinschaftlicher Aktion vertritt die ISD die Interessen von Schwarzen Menschen in Gesellschaft und Politik, um auf die Gesetzgebung Einfluss zu nehmen. Politische Partizipation Schwarzer Menschen sowie die Verbesserung ihrer Lebenssituation in Deutschland sind das Ziel. Die ISD fordert eine antirassistische Haltung in allen Bereichen der Politik (Bildung, Aufenthalt, Staatsbürgerschaft, Asylgesetzgebung) und dass die Realität unterschiedlicher und ineinandergreifender Formen von Diskriminierungen anerkannt wird.

Weitere Informationen finden sich unter:
<http://isdonline.de/>

**Schwarze Menschen und PoC
werden immer wieder zu
Verdächtigen erklärt, die sich
möglicherweise als Illegalisierte
in Deutschland aufhalten**

Die gerichtliche Akzeptanz des „Racial Profiling“ hatte auch unmittelbare Folgen. Das damals noch nicht rechtskräftige Urteil wurde von der Bundespolizei zur Legitimation ihrer gezielten Kontrollen herangezogen.

Angesprochen auf die rassistischen Kontrollen, verteilten Angehörige der Bundespolizei auf der Bahnstrecke Basel/Freiburg Auszüge des Urteils als Faltblätter. Zwar gab die nächsthöhere Instanz dem Kläger recht, dennoch ist ein Ende dieser Polizeimaßnahmen nicht zu erwarten. Deshalb fordert die ISD: ein Verbot

verdachtsunabhängiger Personenkontrollen, da sie zwangsläufig zu „Racial Profiling“ führen; Anti-Rassismus-Trainings für Polizeipersonal in Ausbildung sowie Fortbildungen für Beamtinnen und Beamten im Einsatz; unabhängige Meldestrukturen für „Racial Profiling“ und Polizeigewalt.

Erster Etappensieg

Die erste Petition gegen diese rassistischen Polizeimethoden und die daran gekoppelten Aktionen haben das Thema für eine breite Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Wir haben in drei Monaten Petitionslaufzeit 15.000 Unterschriften sammeln können. Nun geht es darum, die Kampagne fortzusetzen. Ein Bündnis bestehend aus verschiedenen zivilgesellschaftlichen Gruppen soll der zweiten Petition zu Erfolg verhelfen. Die Verantwortlichen haben in der Vergangenheit wiederholt bestritten, dass diese rassistische Polizeipraxis überhaupt zur Anwendung kommt und daran festgehalten, dass die Polizei bei der Ausübung ihrer Arbeit an die Prinzipien und Bestimmungen des Grundgesetzes gebunden sei.

Die erste Entscheidung zu „Racial Profiling“ hatte den Verpflichtungen aus den UN-Antirassismus-Konventionen der Bundesrepublik widersprochen. Das Urteil des Oberverwaltungsgerichts Koblenz vom 29. Oktober 2012 hebt nun die erstinstanzliche Entscheidung vom Februar auf und bezieht sich klar auf Artikel 3, Abs. 3 des Grundgesetzes, der ein Diskriminierungsverbot beinhaltet. Die Bundesregierung entschuldigte sich überdies beim Kläger. Der junge Mann, sein Anwalt und wir als Aktivistinnen und Aktivisten verbuchten dies als einen ersten Etappensieg. Dennoch sind wir noch ein ganzes Stück von unserem Ziel entfernt, eine gesellschaftliche und rechtliche Gleichstellung zu erreichen, die uns zu vollwertigen Teilhaberinnen und Teilhabern erklärt.

<https://epetitionen.bundestag.de/>

EINE KARTE GEGEN DAS GRENZREGIME

Die EU rüstet auf gegen Flüchtlinge und MigrantInnen. Frontex, Dublin II und der Neubau von detention centers entlang der Grenzen verschärfen die ohnehin menschenrechtsverletzenden Folgen der europäischen Flüchtlingspolitik. Flüchtlinge und Migrantinnen und Migranten, die dieses Grenzregime unterlaufen, riskieren tagtäglich ihr Leben.

Zahlreiche Hungerstreiks, Revolten und Protestmärsche in diesem Jahr zeigen: Mit der verstärkten Kontrolle und Abschottung der Grenzen wachsen auch Kritik und Widerstand.

In Solidarität und zur Unterstützung dieses Widerstands sind in den letzten Jahren an den Brennpunkten der EU-Außengrenzen viele neue Projekte entstanden. Sie recherchieren und dokumentieren vor Ort, entwickeln Kampagnen und aktivistische Interventionen. Sie leisten konkrete humanitäre und rechtliche Unterstützung. Und sie wachsen: Aus lokalen Projekten sind über die Jahre länderübergreifende Netzwerke geworden, welche die Flüchtlingspolitik in Theorie und Praxis kritisieren und gemeinsam Druck auf die EU-Institutionen ausüben.

Die TRANSBORDER MAP ist eine Karte dieses vernetzten Widerstands gegen das europäische Grenzregime. Sie zeigt und erläutert die lokalen und vor allem transnationalen Akteure von Bamako bis Kopenhagen, von Tanger bis Užahgorod, ihre Kampagnen und Projekte. Beispielhaft dargestellt sind auch wichtige EU-Institutionen und Mechanismen der Abschottung.

Die Karte ist entstanden aus der transborder conference, die im März 2012 in Istanbul stattfand. Dieses Zusammentreffen hat die in den letzten Jahren entstandene Kooperation von migrations- und flüchtlingspolitischen Initiativen innerhalb und außerhalb der EU und mit dem Blick auf die Situation an den Außengrenzen vertieft. Die TRANSBORDER MAP wird herausgegeben von der Stiftung :do in Hamburg.

www.stiftung-do.org



RECHT auf BLEIBERECHT!

Dulden heißt beleidigen



Bundesweiter Jugendprotest
zur Innenministerkonferenz
5. bis 7.12.12 in Rostock